Franz Joseph Wankmüller,

bischöflich geistlicher Rath, Dekan des Landkapitels Kempten

und

Pfarrer in Hindelang.

Dessen

Bildung, Charakter und Leben.

Von einem

Freunde des Verewigten,

M. J.ocham

Kempten.

Druck und Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.

1860.

Aus dem Leben des H. H. Joseph Wankmüller, Pfarrers in Hindelang, Dekans des Kapitels Kempten, bischöflich geistlichen Raths.

In Weinländern spricht man noch lange von den gesegneten Weinjahren, wenn diese auch schon lange vorüber sind. Die Erzeugnisse dieser Segensjahre werden aufbewahrt, und jeder Genuß dieses Segens in dankbarer Erinnerung an den Spender des Segens ist eine Jahresfeier.

Unendlich mehr als alle zeitliche Gaben gilt dem Menschen das ewige Heil, sobald er eine Kenntniß davon gewonnen hat, und werthgeachtet sind in seinen Augen die Vermittler dieses Heils. Ist so ein Mann, durch den der Herr einem Orte die Fülle seiner Gnaden in reichlichem Maaße gespendet hat, schon lange dahin gegangen, den Lohn des guten und getreuen Knechtes in Empfang zu nehmen; so lebt er doch noch dreißig, fünfzig und hundert Jahre im Andenken der Gemeinde fort. Und jede Erinnerung an den treuen Diener Gottes ist ein Dankgebet zu Gott für alle guten Gaben, die der Gemeinde durch ihn zu Theil geworden.

Es sind schon zehn Jahre vorübergegangen, seitdem man im Gottesacker zu Hindelang die Leiche eines Mannes begrub, der 49 Jahre lang Seelsorger in dieser Gemeinde war. Und dennoch weiß jedes Kind von diesem lieben Manne, den es nie gesehen, zu erzählen; und es verklärt sich das Antlitz der größern Jugend,

wenn man nach ihm frägt. Jedes freut sich, ihn noch gekannt zu haben und etwas von ihm erzählen zu können. Bei ältern Leuten gewahrt man dieselbe Freude, nur mitunter mit Wehmuth gemischt. Vielleicht gedenken sie eines Kummers, den sie ihm verursacht haben; vielleicht eines Leidens, das er ihnen tragen half, und das sie jetzt allein tragen müssen. So ist es auch bezüglich der Geistlichkeit des ganzen Bisthums. Die meisten haben ihn gekannt; alle haben von ihm gehört, und alle verehren in ihm das Muster eines katholischen Seelsorgers. Und so wird es noch lange bleiben; denn wir haben die apostolische Vorschrift: „Gedenket an eure Vorgesetzten, die euch das Wort Gottes verkündet haben; sehet auf den Ausgang ihres Wandels, folget ihrem Glauben!" Hebr. 13, 7.

Um die Erinnerung an dieses Vorbild der Geistlichen und an diesen treuen Hirten des christlichen Volkes lebendig zu erhalten, soll hier eine Skizze seines Lebens seinen ehemaligen Pfarrkindern und seinen Freunden in die Hand gegeben werden.

I.

Die Heimath und die Jugendzeit.

Wankmüllers Heimath ist Hindelang. Ein liebliches, sonniges Thal, das gegen Norden durch die Fortsetzungen des Grünten und durch den Hirschberg, und von der südlichen Seite durch das Imbergerhorn und die Vorberge des Daumen gebildet wird, birgt an seinem östlichen Ende, wo es durch den Jochberg abgeschlossen ist, den Marktflecken Hindelang und das Oberdorf in sich. Kein Mensch vermuthete in dieser Abgelegenheit eine solche Menge Häuser und Menschen, wie sie diese beiden Orte enthalten. Von Sonthofen aus führt eine Straße nach Osten, ganz eben und wohlerhalten. Man geht über eine Stunde weit und sieht nur rechts und links einige Häuser und kleine Weiler an den Abhängen der Berge. Erst in der zweiten Stunde gelangt man zu einem größern Dorfe, Vorderhindelang; und jetzt erblickt man bald den schiefen Thurm der Pfarrkirche, ohne die Menge der Häuser recht unterscheiden zu können. Erst jetzt erweitert sich das Thal nach rechts und nach links; allein es ist auch schon abgeschlossen nach Osten, und man glaubt kaum, daß man noch weiter komme. Die Wiesen und die kleinen Aecker sind auf's Beste bestellt. Wir sehen hier einen Graswuchs, wie man ihn nur in den üppigsten Gebirgsthälern finden kann; und treffen wir die Zeit der Heuärndte, so ist das ganze Thal vom lieblichsten Dufte erfüllt, und Alles ist froh und freudig mit Abmähen und Trocknen und Einsammeln des reichlichen Segens beschäftiget. Die Häuser sind durch die vielen Obstbäume, welche die Vorfahren vor hundert und mehreren Jahren gepflanzt haben, geschützt und verdeckt. Man meint, in einer Schweizergegend zu seyn, und vermißt nur den Weinstock.

Hier haben sich schon frühe Leute angesiedelt und eine Kirche gebaut. Schon gegen das Ende des 15. Jahrhunderts ließ

der schiefe Thurm der Pfarrkirche einen größern Bau und zu demselben große Unkosten befürchten. Allein er steht noch, und diese Furcht ist jetzt ganz verschwunden. Wann die Kirche gebaut wurde, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben.

Dieß freundliche Thal ist die Geburtsstätte des seligen Dekans, wie wir ihn jetzt fortwährend nennen wollen. Hier wurde er am 18. Juli 1778 geboren. Sein Vater hieß Anton Wankmüller. Das Geschlecht der Wankmüller ist eines der ältesten im ganzen Allgäu. Eine Urgroßmutter des berühmten Künstlers Conrad Eberhard war eine Wankmüller. Daher datirt sich die Verwandtschaft dieser Männer, die bald eine innige Freundschaft wurde und blieb für ihr ganzes Leben.

Im vorigen Jahrhunderte und auch in der ersten Zeit des gegenwärtigen zogen viele ledige Bursche aus dem Allgäu jeden Sommer in die Schweiz oder ins Württembergische, um daselbst als Steinhauer und Maurer Geld zu verdienen. Im Herbste kehrten sie mit ihrem Erwerbe wieder zurück nach Hause. Aber auch Männer schlossen sich diesen Zügen an. Das kleine Gütchen wurde vom Weibe und den größern Kindern bewirthschaftet, während der Vater in der Fremde sich Geld verdiente. Diese Erwerbsweise war nothwendig, um die vielen Hunderte von Menschen zu ernähren, die auf einem so kleinen Gebiete zusammenlebten.

Der Vater Wankmüller hatte auch schon vor seiner Verehelichung in der Schweiz mehrere Sommer zugebracht und war immer im Herbste wieder zurückgekehrt. Er arbeitete immer in Basel. Da muß er sich ausgezeichnet haben, denn die Stadt nahm ihn als Maurermeister auf, und er zog nach seiner Verehelichung jedes Frühjahr mit einer größern Anzahl von Gesellen nach Basel und arbeitete daselbst als Meister. Im Winter hatte er als Wagnermeister in seiner Werkstätte ausreichende Arbeit. In den spätern Jahren, als die Salzfuhr von Tyrol über Hindelang nach der Schweiz lebhafter betrieben wurde, nahm ihn sein Wagnerhandwerk ganz in Anspruch, und jetzt kam er nicht mehr in die Fremde, die ihm freilich zur zweiten Heimath geworden. Da soll er, wie der Sohn öfters erzählte, sich manchmal sehr unzufrieden über die Gemächlichkeit und Bequemlichkeit der jüngern Männer geäußert

haben, die keinen Schritt mehr über die Schwelle wagen und für Weib und Kinder nichts mehr verdienen mögen.

Die Mutter des sel. Dekan war Josepha Kisel, auch von Hindelang gebürtig. Sie hatte einen geistlichen Bruder, der fünfundvierzig Jahre lang Pfarrer in Hindelang blieb und der Vorfahrer seines Neffen war. Die Mutter starb frühe. Franz Joseph, so hieß der jüngste Sohn, war noch sehr jung, als er seine Mutter verlor. Jetzt nahm sich die Haushälterin im Pfarrhofe, die fromme Agnes, des Knaben an. Sie sorgte für ihn, wie eine Mutter. Franz Joseph war fast immer im Pfarrhofe.

Den Unterricht erhielt der Knabe in der Dorfschule. Ein älterer Mann mit krummem Fuße, der krumme Schulmeister genannt, unterrichtete ihn im Lesen, Schreiben und Rechnen. Es war dieß auch der Lehrer des zehn Jahre ältern Conrad Eberhard und seines Bruders Franz gewesen. Die Schriftzüge dieser drei Männer weisen auf einen Lehrmeister hin; denn man kann ihre Schriften kaum von einander unterscheiden. Der geistliche Oheim unterrichtete den kleinen Neffen mit den andern Schulkindern in der Religionslehre. Das Beten lernte der Kleine von der frommen Agnes. Nachdem diese schon über dreißig Jahre in der Erde ruhte, blieb der dankbare Zögling unzählige Male, wenn er aus der Kirche ging, an ihrem Grabe stehen und betete für sie. Oft bekannte er: „Sie hat viel für mich gethan und viel für mich gebetet. Was wäre aus mir geworden ohne ihre treue Pflege?"

Der Knabe war sehr lebhaft, aber schwächlichen Körperbaues. Der Oheim hatte bestimmt, er sollte ein Schneider werden. Allein das war gar nicht nach dem Sinne des Knaben. Der Oheim wollte ihn nicht zwingen. Nun wurde ausgemacht, er sollte Strumpfweber werden. Schon war der Meister ausgefunden, der ihn lehren sollte, und schon war mit ihm unterhandelt. Der Knabe aber hatte keine Freude an der Strumpfweberei; er wollte studiren. Es war im Hause des Oheims ein Kaplan, Namens Schweiger, der später Pfarrer und Dekan in Burggen bei Schongau wurde. Dieser wußte das Talent des Knaben zu würdigen und ermunterte ihn, das langwierige Handwerk des Studierens anzufangen. Von ihm erhielt Franz Joseph den ersten Unterricht im Latein. Der Nachfolger desselben, Kaplan Mößnang, setzte diesen Unterricht fort. Von diesen

seinen ersten Professoren und von ihrer vortrefflichen Methode in Ertheilung des Unterrichtes redete der sel. Dekan gar oft und immer voll Lob und Dank für ihre Mühe.

II.

Die Studienjahre in Ottobeuren.

Als sich die vortrefflichen Anlagen des Neffen immer mehr entwickelten und die Neigung desselben zum Studium immer mehr sich offenbarte, gab sich auch der Oheim zufrieden und wollte, daß er an eine Studienanstalt gebracht werde. Man entschied sich für Ottobeuren. Der Abt des dortigen Stiftes war ein Landsmann, Honorat Göhl von Immenstadt, und mit dem Oheim befreundet. Die Schule in Ottobeuren war mit tüchtigen Lehrern besetzt. Eine Menge Schüler aus der Umgegend und aus der Ferne fanden in dem Klosterseminar sorgsame Pflege und Unterricht. Die geforderte Bezahlung war ungemein billig. Der Knabe wurde zehn Monate mit allem Nothwendigen versehen, und dafür hatten die Eltern fünfzig Gulden zu bezahlen. Die Bücher schaffte das Kloster an, und die Schüler konnten sie für einen ganz geringen Preis zu leihen nehmen. Für den Gebrauch eines großen Wörterbuches während des ganzen Schuljahres mußte man acht Kreuzer, für den einer Grammatik vier Kreuzer bezahlen. Ebenso war es bezüglich der Klassiker gehalten. Die bessern Schüler erhielten Prämien und konnten diese beim Studium benützen. Alles war darauf angelegt, den Studirenden allen größern Geldaufwand zu ersparen.

Am Anfange des Schuljahres 1791 ging Franz Joseph mit zwei größern Studenten von Imberg, in der Pfarrei Sonthofen, Namens Zeller, und mit einem Knaben aus Thannheim, Namens Rief, nach Ottobeuren. Sie wurden gut aufgenommen und gewöhnten sich bald an das Leben in der Fremde. Zum Glücke waren sie mehrere Landsleute zusammen. So konnte das Heimweh nie recht aufkommen. Zugleich aber wurden sie von ihren Lehrern ernstlich zum Lernen angehalten, was ihre Freude war.

Die Studirenden standen unter der besondern Aufsicht eines Paters, den man Präfect nannte. Dieser betete mit den Studenten in der Frühe das Morgengebet und vor der Nacht das Abendgebet. Er saß mit ihnen zu Tische und überwachte ihre Studien. Damals war Pater Roman Präfekt. Er war ein vortrefflicher Erzieher und gewann den kleinen Franz Joseph bald sehr lieb. Für kleinere Excesse gab es Strafarbeiten. Diese bestanden gewöhnlich darin, daß der Fehlende ein Stück aus einem lateinischen Klassiker während der Freizeit auswendig lernen mußte. Weil es Franz Joseph nie lange an solchen Excessen fehlen ließ, so wurde er genöthigt, recht Vieles auswendig zu lernen. Noch in seinen alten Tagen wußte er nicht allein die Epistola ad Pisones sondern viele andere Episteln und Oden aus Horaz wenigstens zum Theile auswendig. Das Lob, das er vom Präfekten jedesmal erhielt, wenn er sein Strafpensum schön vorgetragen hatte, war nicht geeignet, ihn vor ähnlichen, freilich unschuldig muthwilligen Streichen zu verwahren.

Mit Vergnügen erinnerte sich der Greis noch der glückseligen Zeit, die er in diesem Klosterseminar verlebt hatte, und mit ausgezeichneter Heiterkeit erzählte er von den kleinen Abentheuern, die es daselbst bald mit dem großen Hofhund Jourdan, bald mit einem guten, aber einfältigen Klosterbruder abgegeben hatte. Aber auch der mannigfaltigen Aufmunterungen zur Frömmigkeit und der Andachtsübungen gedachte er, an denen sie Theil nahmen. Aus allen seinen Erzählungen konnte man sehen: die guten Patres verstanden es, die jungen Leute in Zucht und Ordnung zu erhalten, in ihnen den Sinn für Wissenschaft und Gottseligkeit zu wecken und alles Verderbliche von ihnen ferne zu halten, ohne sie in sklavischer Furcht zu halten und ihrer natürlichen Munterkeit und ihrem jugendlichen Frohsinn Eintrag zu thun.

Außer seinen Landsleuten fand Franz Joseph hier bald noch einen Kameraden, der in demselben Alter mit ihm, eben so talentvoll wie er, fortan mit ihm um den ersten Preis warb. Es war der nachmalige Rechtsanwalt Link von Lindau, mit dem er in freundschaftlichem Verkehr blieb bis an sein Ende.

III.

Die höheren Studien in Dillingen.

Der Lehrer der Rhetorik hatte seine Schüler auch Logik gelehrt und sie im schulgerechten Disputiren geübt. Jetzt mußte man die Klosterschule verlassen, wenn man nicht als Noviz in den Orden eintreten wollte. Die Patres und der Abt hatten den fleißigen und frommen Wankmüller sehr liebgewonnen und hätten es gerne gesehen, wenn er sich für das Ordensleben entschieden hätte. Allein Wankmüller fühlte dazu keinen Beruf. Er wollte Seelsorger auf dem Lande werden. Der Oheim sollte nun entscheiden, auf welcher Hochschule die hiezu nothwendige Bildung gewonnen werden müßte.

Mehrere der Studierenden des Allgäus und zumal aus der Klosterschule Ottobeuren gingen damals an die Universität Salzburg. Allein der Oheim war dieser Hochschule nicht sehr geneigt. Es waren mehrere Jünglinge der Umgegend, die daselbst ihre Studien fortsetzen sollten, sehr verändert zurückgekommen. Noch viele Jahre darnach sprach sich einmal eine alte Frau, ihren verunglückten Bruder bejammernd, über die Einwirkung dieser Stadt auf denselben also aus: „So lange unser Franz in Ottobeuren war, kam er immer wie ein Engel nach Hause; von Salzburg kam er schon das erste Jahr wie ein Teufel."

Mehr Vertrauen hatte der Oheim zu der Universität Dillingen. Dort hatte er selbst Philosophie und Theologie studirt. Dort waren mehrere Seminarien, ein bischöfliches, ein päpstliches und ein Bartholomäum, in denen die Studirenden Pflege und Leitung fanden. Wankmüller kam also nach Dillingen. Hier studirte er unter Leitung des damals berühmten Lehrers der Physik, des nachmaligen Domdechants und Generalvikars Joseph Weber, die Naturwissenschaften. Dieser sein Lehrer blieb ihm Gönner und väterlicher Freund, so lange er lebte. Als er später unter dem Bischof Riegg die Diözese leitete, wendete sich Wankmüller gar oft in seinen seelsorglichen Angelegenheiten an ihn.

Schon als Student der Physik wurde Wankmüller in das bischöfliche Alumnat aufgenommen. Hier begann er dann auch das Studium der Theologie. Seine Professoren waren Kuhn, Wanner, Gerhauser und Schnöller. Von ihnen hat er wenig erzählt. Alle, mit Ausnahme Gerhausers, waren noch von der alten Schule. Die Zeit war aber neu geworden, und die Kinder der Zeit waren mit dem Alten nicht mehr zufrieden zu stellen. Gerhauser war zu viel Kritiker und hatte zu wenig Positives, als daß er das Mangelhafte zu ergänzen vermocht hätte. Wankmüller erzählte öfter, wie ihn die sieben Jahre nach seiner Ordination erschienenen „Grundlehren der Religion von M. Sailer" entzückt haben, und wie er da oft zu sich gesagt habe: Hätte man uns doch eine solche Dogmatik gelehrt; dann wären wir nicht so leer in die Welt hinausgeschickt worden.

Im Seminar war gute Zucht, und in der freien Zeit ward kein erlaubter Spaß verdorben.

Unter andern machten sie sich auch den Spaß und übten die Sätze der Hermeneutik choraliter ein. Diese Sätze mußten wörtlich auswendig gelernt werden. Durch öfteres Rezitiren derselben im Choraltone gewöhnten sie sich so an die üblichen Hebungen und Fälle, daß Manche selbst bei den Prüfungen den Chorgesang nicht unterlassen konnten. Bei diesen Einübungen spielte einer Clavier.

Selbst in den spätern Jahren konnte der ehrwürdige Dekan über diese Scherze recht herzlich lachen, wenn ehemalige Mitalumnen mit Ernst und Feierlichkeit von diesem Gegenstande zu reden sich bemühten, wie man ihn damals wirklich mit erkünstelter Würde behandelt hatte.

Der Aufenthalt im Seminar dauerte bis zum Ende des Schuljahres 1801. Am 19. September dieses Jahres empfing Wankmüller die Priesterweihe, und bald darauf feierte er in Hindelang seine Primiz. Die ganze Gemeinde freute sich dieses Festes. Die höchste Seligkeit aber war es der Pflegemutter des Primizianten, der frommen Agnes. Jetzt wolle sie gerne sterben, nachdem sie diesen Tag noch erlebt! So sprach sie an diesem festlichen Tage oftmals. Und wirklich war es, als wenn ihr der Herr aus besonderer Gnade diese Freude noch gewährt hätte. Sie hatte bei der Feierlichkeit in der Kirche noch mit heller Stimme und mit

aller Kraft gesungen, dann im Pfarrhofe alle Gäste bewirthet und nach vollendetem Tagewerk müde und ganz erschöpft sich zu Bette gelegt. Von diesem stand sie, die sorgfältige Mutter aller Kranken, nicht mehr auf. Die ganze Gemeinde trauerte um sie, denn in keinem Hause war je ein Krankes, dem sie nicht Suppe oder Eingemachtes zugeschickt und das sie nicht selbst besucht und getröstet hätte. Am meisten aber ging ihr bald erfolgender Tod dem jungen Priester, ihrem Pflegsohne, zu Herzen.

IV.

Das Seminar in Pfaffenhausen.

Die neugeweihten Priester des Bisthums Augsburg mußten damals immer noch auf einige Zeit in das Priesterseminar nach Pfaffenhausen, um in die seelsorglichen Verrichtungen eingeübt zu werden. Dieß Seminar war von den reichen Banquiers Obwexer in Augsburg gestiftet worden, von den nämlichen, denen auch das Seminar in Maria Dorfen sein Daseyn dankt.

Am dritten Tage nach der Primiz verließ Wankmüller seine Heimath, seinen halberblindeten Oheim und seine dem Tode nahe Pflegemutter Agnes, um den praktischen Curs in Pfaffenhausen recht bald durchzumachen. Agnes hatte ganz besonders gedrängt, daß er recht bald dahin komme, damit er bald zurückkehren und den Oheim in der Seelsorge unterstützen könnte. Kaum war er im Seminar angekommen, wurde ihm der Tod dieser seiner Pflegemutter berichtet.

Vorstand dieses Seminars war der geistliche Rath Rößle. Derselbe war zugleich Pfarrer der nahegelegenen Pfarrgemeinde Hasberg, der er nach Aufhebung des Seminars bis zu seinem Tode vorstand. Den Unterricht in der Liturgik gab ein sehr frommer und gelehrter Mann, Namens Schegg, der auch eine lateinische Anweisung zur Vornahme der kirchlichen Verrichtungen schrieb. Derselbe war für sich äußerst ängstlich und beständig in der Furcht, die Sache nicht recht gemacht oder etwas übersehen zu haben.

Weil er diese Pein kannte, wollte er seine Schüler vor derselben verwahren. Er lehrte sie alle kirchlichen Verrichtungen mit der größten Pünktlichkeit und machte sie ihnen vor. Dann erklärte er ihnen: „Jetzt so müssen Sie es auch machen. Aber wenn Sie es anders gemacht haben, dann ist es auch recht.“ Es versteht sich von selbst, daß er hier nicht wesentliche Forderungen der Kirche meinen konnte, durch deren Erfüllung die Wirksamkeit der heiligen Handlungen bedingt ist, sondern nur Außerwesentliches.

Mit Wankmüller war auch Rief von Thannheim nach Pfaffenhausen gekommen. Ueberhaupt war dieser freundliche Nachbar des Hindelanger noch nirgend hin allein gegangen. Nach Ottobeuren, nach Dillingen, und jedesmal zurück war er immer der unzertrennliche Begleiter Wankmüllers gewesen. An eine größere Reise hatte er gar nie gedacht.

Ueber Allerheiligen und die Seelenoktav hatten die Neugeweihten viele und schwere Arbeit im Beichtstuhle. Außerdem mußten sie auf den umliegenden Filialen, die seitdem großentheils selbstständige Pfarreien geworden sind, den Gottesdienst mit Predigt und Amt und Christenlehre halten. Schon aus diesem Grunde mußten immer etliche Neugeweihte in Pfaffenhausen bleiben, bis wieder Andere kamen und sie ablösten. Hielt ein Pfarrer, dem man Vertrauen schenkte, um einen dieser neugeweihten Priester an, mit dem Versprechen, daß er ihn selber in die Seelsorge einführen und im Praktischen unterrichten wolle; so willfuhr man ihm sehr gerne.

So kam es denn auch, daß Wankmüller nur wenige Wochen in Pfaffenhausen blieb. Sein halberblindeter Oheim schrieb an den Regens, es sey ihm eine Aushülfe in der Seelsorge unumgänglich nothwendig, und er bitte, daß man ihm seinen Neffen als Hülfspriester überlassen möge. Der Regens war dessen vollkommen zufrieden und bedeutete dem Neffen, er möge sich demnächst reisefertig machen. Als Rief von Thannheim hörte, daß sein Freund das Seminar verlassen werde, befiel ihn ein drückendes Heimweh. In seinem Unmuthe sagte er zu Wankmüller: „Du, nimm mich auch mit!“ Dieser erklärte ihm, das hänge nicht von ihm, sondern vom Regens ab. Wenn er absolute fort wolle, müsse er den Regens bitten, daß er's erlaube. Auf dieß hin ging Rief zum Regens und

sagte, wenn Wankmüller gehe, so gehe er auch. Auf die Frage des Seminar-Vorstandes, warum er denn nicht mehr bleiben wolle, antwortete Rief: Ohne Wankmüller finde ich den Weg nach Hause nicht. Jetzt sprach der Regens, dem diese naive Antwort wohl gefiel: „O Tyroler! wenn du den Weg allein nicht findest, so mußt Du halt mit ihm gehen." Und so wurden sie Beide aus dem Seminar entlassen und kamen mitsammen nach Hindelang. Von da wußte Rief den Weg in das nur zwei Stunden weit entlegene Thannheim sehr gut. Er wurde nun Frühmesser in seiner Heimath und blieb im freundschaftlichen Verkehr mit Wankmüller bis zu seinem nach wenig Jahren erfolgenden Tode.

Von der Naivität dieses edlen Tyrolers zeuget noch eine andere Aeußerung desselben, die Wankmüller öfters erzählte. Im Seminar mußten die Alumnen über die Nachfolge Christi von Kempis meditiren Das war nun eine schwere Arbeit. Rief konnte sich gar nicht darein finden. Einsmals klagte er dem Freunde seine Noth: „Jetzt soll ich alleweil über den Kempter meditiren, und da kann ich nichts mehr meditiren, er hat ja Alles selbst drein," nämlich Alles ist schon durchmeditirt, ich brauche es nur zu lesen. Und da hatte er offenbar Recht.

Rief lebte nur wenige Jahre mehr. Er kam oft nach Hindelang, selbst als er den Todescorrespondenten, die Lungenschwindsucht, schon ganz offenbar in sich trug. Wankmüller untersagte es ihm öfters und wollte um so öfter den Kranken besuchen. Allein alles Widersprechen half nichts. Einst, als ihn Wankmüller wieder am Jochberg hinauf begleitete, blieb er, etliche hundert Schritte unter der kleinen Kapelle, stehen und sagte: Jetzt darfst du mir das Kommen nicht mehr verbieten. Dieß ist das letzte Mal. Es ist mir, als gehe mein Lebensweg nur mehr bis zu dieser Kapelle hin. Ich mache ihn aber gerade so getrost, wie wir jetzt mit einander zur Kapelle gehen. Da will ich mich meinem gekreuzigten Heiland zu Füßen legen, und Er wird mich nicht verwerfen. Das ist mein Trost." Nun gingen sie miteinander in die Kapelle, zum Bild. Beide beteten um einen seligen Tod. Wankmüller begleitete den todtkranken Freund noch sehr weit und nahm zum letzten Male Abschied von ihm. Die leibliche Ermüdung und die geistige Erregung hatten ihn so ergriffen, daß er bald darauf selig

im Herrn entschlief. Es war, als hätte er auch dießmal allein nicht nach Hause gefunden, als hätte er den frommen, treuen Freund noch um sein letztes, geistiges Geleite bitten müssen, was ihm dieser auch aus allen Kräften und in Liebe geleistet hat. Immer hat Wankmüller mit inniger Verehrung von diesem Freunde seiner Jugend gesprochen, und selbst das Erheiternde, das er von ihm zu erzählen wußte, war von einer höhern Weihe und von Frömmigkeit umflossen und ganz geeignet, im Gemüthe gute Gedanken anzuregen.

V.

Die Uebernahme der Pfarrei Hindelang.

Wankmüller arbeitete ein ganzes Jahr als Hülfspriester bei seinem Oheim, dem Pfarrer und Kapitel-Kammerer, Kisel. Derselbe war schon der gänzlichen Erblindung nahe und wollte nicht mehr eine Last auf seinen Schultern tragen, die nur ein geistig und leiblich Sehender recht zu tragen vermag. Er resignirte die Pfarrei, der er 45 Jahre vorgestanden war, in die Hände seines Bischofs, des Churfürsten von Trier, Clemens Wenzeslaus. Der Churfürst hielt sich jeden Sommer drei bis vier Wochen in dem bischöflichen Schlosse zu Hindelang auf. Bei diesem Aufenthalte hatte er den jungen Hülfsgeistlichen kennen gelernt. Der anspruchslose, wissenschaftlich gebildete und talentvolle Priester gefiel ihm außerordentlich. In ihm glaubte er dieser großen Gemeinde einen würdigen Pfarrer geben zu können.

In der ganzen Pfarrgemeinde war nur e i n Wunsch, es möchte der junge Herr ihr Pfarrer werden. „Man wird ja doch den jungen Herrn auf der Heimath lassen," sagten Mehrere in aller Unbefangenheit und Gutmüthigkeit. Weil er als Student und als Alumnus während der Ferien immer im Pfarrhofe gewesen war, so meinten Viele, er gehöre in den Pfarrhof, obgleich Jedermann seine leiblichen Eltern und Geschwister kannte.

Nun stand es aber dem Domkapitel zu, die Pfarrei Hindelang zu besetzen, und der Churfürst selbst konnte nicht frei handeln.

Er wußte sich indessen zu helfen. Unter der Bedingung, daß ihm das Domkapitel die dießmalige Verleihung der Pfarrei Hindelang gestatte, überließ er die Besetzung der nächst vacant werdenden Pfründe dem Domkapitel. Das Kapitel ging die Bedingung ein, und der Churfürst ernannte am 30 Oktober 1802 den Priester Franz Joseph Wankmüller zum Pfarrer in Hindelang. Da war eine Freude in der ganzen Pfarrgemeinde, wie das Jahr zuvor Trauer gewesen über den Tod der frommen Agnes, und Viele waren der Meinung, daß es so gegangen, das habe die selige Agnes bei Gott erbeten. Wankmüller aber blieb der Gemeinde 48 Jahre lang ein treuer Hirte und konnte durch nichts bestimmt werden, sie zu verlassen. Oft sagte er, wohl im Scherze: Ich bin per nefas (unrechter Weise) auf die Pfarrei gekommen; ich darf sie nicht verlassen. Alle Welt wußte, daß die Resignation des Oheim eine unbedingte gewesen, und daß der Churfürst aus eigenem Antriebe ihn als Pfarrer wünschte und als solchen aufstellte.

Die Pfarrei Hindelang zählte damals gegen zwei tausend Seelen. Diese waren in einem Umkreise von nahehin zehn Stunden zerstreut. Nur in Unterjoch war ein Benefiziat. Allein weil der Posten damals sehr ärmlich war, so wechselten die Benefiziaten gar oft. Der Weg dahin von Hindelang aus beträgt gegen zwei Stunden. Wenn nun daselbst kein Geistlicher war, oder wenn die Benefiziaten erkrankten oder um die Seelsorge sich wenig kümmerten, so mußte der Pfarrer den weiten Weg machen, oft beim größten Schneegestöber im Winter und beim gröbsten Unwetter im Sommer.

In dem mehr als eine Stunde entlegenen Hinterstein war damals auch noch kein Geistlicher. Da hatte einmal der ehrwürdige Kammerer Kisel mit seinem Schimmel halbwegs umkehren müssen, als er drinnen Messe lesen und Christenlehre halten wollte. Und als er am darauffolgenden Sonntag die Messe und Christenlehre auf den Montag verkündete, wenn das Wetter gut sey, hatte ein Mann von der Bruck, der das Umkehren des Schimmele am vorigen Montag gesehen, sich ganz laut gedacht: „und wenn 's Schimmele auch will.“

Die Sache mit Hinterstein sollte jetzt anders werden. Der ehrwürdige Kisel hatte all sein Erspartes zur Gründung einer Curatie in Hinterstein bestimmt. Die Gemeinde war daran, eine

Kirche zu bauen und erklärte ihre Bereitwilligkeit, den Unterhalt der Kirche zu übernehmen und was am Gehalte des Geistlichen noch abgehe, zu ergänzen. Man wird nicht leicht eine Gemeinde finden, die bei so wenig Vermögen so große Opfer gebracht hat, wie die Gemeinde Hinterstein.

In Hindelang selbst war zwar noch ein Benefiziat angestellt, der die Verpflichtung hatte, im Beichtstuhl auszuhelfen und einige Predigten zu halten; allein die meiste Arbeit in der Kirche und der ganze Krankenbesuch und die Aufsicht über die vielen Schulen nebst Ertheilung des Religionsunterrichtes in denselben traf ganz allein den Pfarrer. Dieser war aber von Natur aus schwächlich, und kein Mensch glaubte, daß er ein höheres Alter erreichen werde. Was den Menschen unmöglich schien, das lenkte der Allmächtige. Im festen Vertrauen auf den Herrn war der junge Pfarrer entschlossen, ein rechter Hirte seiner Heerde zu seyn, sein Leben hinzugeben für seine Schafe, wenn es Gott so wolle und durch kein Ungemach sich beirren zu lassen in seinem heiligen Berufe. Weil ihm nicht am Gelde gelegen war und das Wohl seiner Gemeinde ihm über Alles ging, hielt er sich auf eigene Kosten einen Hülfspriester, damit die Pfarrkinder nie ohne geistige Nahrung und Pflege seyen, wenn ihn Gott mit einer Krankheit heimsuche.

Der Oheim hatte bald eingesehen, daß es nichts tauge, wenn ein Haus und eine Gemeinde zwei Oberhäupter habe, und hatte sich in die Filiale Margarethen in der Pfarrei Sonthofen begeben, um daselbst ganz ungestört der frommen Betrachtung zu leben, bis ihn der Herr zu sich nehmen würde. Dort lebte er noch einige Jahre, mit väterlicher Liebe seinem Neffen zugethan und ihn durch seine weisen Rathschläge leitend. Nach seinem Tode wurde seine Leiche nach Hindelang gebracht und neben dem schiefen Thurme begraben.

VI.

Der erste Hülfspriester.

Der junge Pfarrer hatte das Glück, sehr bald einen tüchtigen Mitarbeiter zu erhalten. Es war dieß einer von jenen zwei Brüdern aus Imberg, die schon vorgerückt an Jahren mit ihm die Studien in Ottobeuren begonnen hatten, Michael Zeller. Derselbe war bis in sein 18tes Jahr von seinem Vater zur Weberei angehalten worden. Als man aber sah, daß es dem jungen Menschen mit dem Studiren ein rechter Ernst sey, ließ man es ihn versuchen. Er blieb aber nur ein Jahr lang in Ottobeuren. Es wurde ihm nämlich ein Ortsstipendium von Sonthofen zuerkannt, das an einer Anstalt im Fürstbisthume verzehrt werden mußte. Michael kam in Folge dessen an die fürstbischöfliche Studienanstalt nach Dillingen. Er war an den Professor Keller empfohlen. Michael war noch etwas unbehülflich. Als er das erste Mal zu Keller kam, vergaß er die Zimmerthüre zuzumachen. Keller fragte ihn: Hat man in dem Lande, wo du zu Hause bist, auch Thüren? Und als Zeller ihm antwortete: Ja man habe auch Thüren, fragte er ihn weiter: Wozu hat man denn bei euch die Thüren? „Zum Zumachen," entgegnete darauf der große Lateinschüler. „Nun denn," fuhr Keller fort, „so mach diese Thüre auch zu; denn auch in Dillingen hat man die Thüren zum Zumachen."

Von diesem Professor Keller sagt Christoph Schmid in seinen Erinnerungen (II. Bdchen. S. 27): „Er war ein Mann von gründlichen Kenntnissen, großer Beurtheilungskraft und zuverläßigem Charakter, der lateinischen, so wie auch der deutschen Sprache vollkommen mächtig. Alles, was er mit seiner schönen Handschrift schrieb, hätte man sogleich können drucken lassen. Er durchschaute alle seine Schüler und wußte jeden nach dessen Fähigkeiten zu behandeln. Alle hatten Ehrfurcht vor ihm und Zutrauen zu ihm und gehorchten ihm auf den Wink."

An diesem Professor hing der große Michael wie an seinem Vater. Als im darauffolgenden Jahre Keller mit Zimmer, Sailer

und den andern tüchtigen Professoren von der Anstalt entfernt wurde, weinte Zeller wie ein Kind. „Du darfst schon weinen," hatte ihm Keller noch gesagt, „du wirst es aber erst später recht einsehen, was für eine traurige Sache es ist. Jetzt siehst du es noch nicht ein. Nur merke dir, an mir ist am allerwenigsten gelegen." Michael erfuhr es an sich selber, daß dieser Schauer die Schüler schwer getroffen hatte. Es wollte unter den neuen Professoren das Studium nicht recht gehen. Man war die alten gewöhnt und fand jetzt nicht mehr jene Aneiferung und jenes Zusammenwirken, wie es bisher gewesen.

Dieser talentvolle Mann hatte seine höhern Studien mit Wankmiller in Dillingen vollendet, und war schon eine Zeit lang Kaplan in Geisenried gewesen, als ihm der junge Pfarrer in Hindelang den Antrag stellte, er möchte zu ihm kommen, sie wollten mit einander die Pfarrei pastoriren und sich in die Herrschaft und in die Arbeit theilen. Michael war dessen ganz zufrieden. Da er väterliches Vermögen besaß, kümmerte er sich um das Einkommen gar wenig. Er war um mehrere Jahre älter als der Pfarrer, und wenn Fremde in den Pfarrhof kamen, den Pfarrer zu sprechen, und beide Geistliche zusammen waren, so wendeten sie sich immer an Zeller, bis dieser erklärte, er sey nur der Knecht.

Die beiden Seelsorger lebten wirklich wie Brüder. Wankmiller hatte in den Schulen mehr gewonnen, als der eben so talentvolle Zeller. Dieser aber ließ sich seine wissenschaftliche und praktische Ausbildung eben so angelegen seyn, wie der Pfarrer. Einst fragte Zeller einen sehr tüchtigen Seelsorger, der zugleich auch wissenschaftliche Bildung in hohem Grade besaß, wie er's jetzt angehen müsse, damit er die einem Seelsorger nothwendigen Kenntnisse gewinne. Als dieser ihm sagte, vor Allem müsse er den gelehrten Plunder aus den Schulen zu vergessen sich bemühen, denn damit könne er nichts ausrichten, antwortete Zeller: das macht mir wenig Arbeit, denn ich habe blutwenig zu vergessen.

Die beiden Seelsorger befaßten sich ganz besonders mit dem Studium der heil. Schrift und mit den Schriften über praktische Seelsorge. Manchmal ließ sich Zeller auch verleiten, Philosophisches zu lesen. Als er eben daran war, Zimmers philosophische Untersuchung über den Verfall des Menschengeschlechtes zu lesen, und

ihn Jemand fragte, wie ihm dieß Buch gefalle, antwortete er: „Ganz vortrefflich, weil es sich gar so bequem liest. Bei andern Büchern muß ich immer fortlesen, bis ich zu einem neuen Abschnitt komme, damit ich mir den Inhalt und Zusammenhang merke. Bei diesem Buche kann ich mitten im Satze aufhören; es ist immer gleich, ich verliere weder Inhalt noch Zusammenhang.“ Indessen rühmte er sich doch, eine Schrift von Schelling verstanden zu haben, nämlich jene poetische Nachforschung der Hunde, wer von ihnen das Prioritäts-Patent besitze, das doch beim Ueberschwimmen über den Strom war verloren gegangen.

Der Kaplan schrieb, wie der Pfarrer alle Predigten, und noch zwanzig Jahre später konnte man von alten Leuten hören, wie Michael Zeller immer wieder auf das Thema gekommen sey, man solle Alles Gott zu lieb thun, jeden Tag im Namen Gottes anfangen, und alle Arbeiten dem lieben Gott aufopfern, dann bekomme man dafür einen ewigen Lohn.

Michael blieb bei seinem Freunde, bis ihm von der Regierung die im Bisthume Konstanz gelegene Pfarrei Memhölz bei Kempten übergeben wurde. Später erhielt er die Pfarrei Weitnau, auf der er nach wenigen Jahren 1828 starb.

VII.

Die ersten Jahre der Pfarrverwaltung.

Beim Antritt seiner Pfarrei fand Wankmiller die Schulen der Gemeinde noch in einem schlimmen Zustande. Von einer Vorbereitung der Lehrer für ihren Beruf war damals noch keine Rede. Es fehlte an Lehrkräften und an Lehrmitteln. Wer lesen, schreiben und nothdürftig rechnen konnte, war schon geeignet für einen Schulmeister. Ein solcher nahm eine Anzahl Kinder in eine Stube und bemühte sich einige Monate während des Winters, sie lesen und schreiben zu lehren. Im Sommer hatte er andere Arbeit, und auch die Kinder hatten nicht Zeit, zur Schule zu gehen.

Jetzt sollte es anders werden. Aber wie anfangen? Der junge Pfarrer ging selbst in die Schule und unterrichtete als Lehrer.

Nach dem Tode des alten Schulmeisters kam ein junger Mann an seine Stelle. Dieser lernte vom Pfarrer das Schulhalten. Er hatte gute Anlagen und noch mehr guten Willen. Jetzt kamen die Kinder gerne zur Schule, die nach damaligen Begriffen allmählig zu einer guten wurde.

Allein der Schulmeister sollte auch zu leben haben. Die Schulgroschen bildeten ein elendes Einkommen, der Meßnerdienst trug auch sehr wenig. Der Pfarrer wendete sich an den Churfürsten Clemens Wenzeslaus, seinen damaligen Landesherrn, und stellte ihm die Noth der Schule und des Schulmeisters vor. Der Churfürst kam alle Jahre auf einige Wochen nach Hindelang und konnte sich von der Noth selber überzeugen. Auch ihm lag die Verbesserung der Schule am Herzen. Er bestimmte eine jährliche Summe, die dem Schulmeister als Aufbesserung gegeben werden sollte. Damit war aber erst der Schule im Pfarrorte selbst geholfen. Auf den Filialen waren auch Schulen. Diese standen nicht besser. Durch die Freigebigkeit des Churfürsten wurde auch diesen aufgeholfen.

Nachdem die Existenz der Lehrer einigermaßen gesichert war, mußte man sich um Lehrmittel umsehen. Der Pfarrer schaffte nun auf eigene Kosten Lesebücher an, verfaßte selbst einen kurzen Religionsunterricht und theilte ihn unter die Schüler aus. Für arme Kinder bezahlte er, der selber die Schule hielt, das Schulgeld, um den Eltern die Entschuldigung zu benehmen, sie könnten die Kinder nicht in die Schule schicken. Damals wußte man noch von keinem Schulzwang. Erst als das Hochstift an Churbayern kam, trat der Schulzwang ein.

Jetzt war aber auch der Pfarrer nicht mehr allein. An Michael Zeller hatte er auch in der Schule einen tüchtigen Mitarbeiter. Beide verständigten sich über die wichtige Aufgabe und theilten sich in die Arbeit Bald brachten sie es dahin, daß alle größern Kinder fertig lesen konnten. Diese brachten ihre Evangelien- und andere Lesebücher mit nach Hause und nun fingen auch die Eltern, die oft ihr Leben lang außer ihrem Gebetbuche nichts gelesen hatten, mit neuem Interesse das Lesen an.

Indessen gab es gerade damals mehrere Erwachsene, die nicht lesen und schreiben konnten. In gar Vielen erwachte ein Verlangen,

diese so leichte Kunst noch zu lernen. Die churbayerische Regierung drang sehr darauf, daß dieß geschehe. Sie wendete sich vorzüglich an die Pfarrer und munterte sie auf, nach Kräften diesen Unterricht zu übernehmen. Viele Geistliche nahmen sich der Sache ernstlich an. Um auch erwachsene Personen das Lesen zu lehren, wurde an Sonn- und Feiertagen Schule gehalten. Da kamen oft mehr als zwanzigjährige Bursche zusammen, um an dem Unterrichte Theil zu nehmen. An andern Tagen versammelten sich die erwachsenen Mädchen. Den Unterricht ertheilten die Geistlichen. Gar Manche lernten unglaublich schnell das Lesen. Diesen gab man Gebetbücher, damit sie während des Gottesdienstes sich geistig beschäftigen konnten. Auf solche Weise übten sie sich doch wochentlich ein paar Stunden im Lesen. Im Winter las man die Legende und das große Leben Christi.

Wankmiller und sein Kaplan Zeller ließen sich diesen Unterricht sehr angelegen seyn. Sie brachten es in kurzer Zeit dahin, daß mit Ausnahme einiger blödsinniger Leute in der ganzen Gemeinde kein erwachsener Mensch unter vierzig Jahren mehr zu finden war, der nicht lesen konnte. Zeller übte die jüngern Bursche noch besonders im Rechnen.

Diese Leistungen der emsigen Priester wurden auch der Regierung bekannt und von derselben belobt. Die k. Landesdirection in Ulm erließ an sie ein rühmlich anerkennendes Belobungsschreiben und munterte sie zur Fortsetzung dieser so heilvollen Thätigkeit auf. So bekamen die Seelsorger die Leute in ihre Hand. Jedermann wußte, daß sie nach den vielen gottesdienstlichen Arbeiten diese neue Mühe ganz umsonst und nur aus Liebe zu ihren Untergebenen auf sich nahmen. Die etwas gelernt hatten, waren dankbar. Manches gute Wort der Ermahnung wurde hier gesprochen und gut aufgenommen. Zu all dem waren die Leute vor einer Verunehrung des gottgeheiligten Tages verwahrt.

Dieselbe Regierung muthete den Pfarrern auch andere Dinge zu, die eben nicht in ihren Berufskreis gehörten. Wankmiller schreibt am 3. Juni 1805 in sein Tagebuch: „Heute mußte auf Befehl der churpfalzbayerischen Regierung über die Einimpfung der Schutzblattern geprediget werden. Mir ist die Kanzel der Ort, von dem aus religiöse Wahrheiten verkündet werden sollen. Darum

erklärte ich zuerst in einer Homilie das Evangelium. Daran ließ sich ganz leicht eine Aufforderung an die Eltern, für das ewige und auch für das zeitliche Heil ihrer Kinder Sorge zu tragen, anknüpfen. Nun kannte ich aus verschiedenen Schriften das Heilsame der Schutzpockenimpfung und konnte aus eigener Ueberzeugung die Eltern ermahnen, ihre Kinder einimpfen zu lassen, um so vor den tödtlichen Blattern zu verwahren. Ich sagte nicht, es sey der Wille oder der Befehl der Regierung, daß man die Kinder einimpfe. Das hätte nichts gefruchtet. Das Volk ist nicht geneigt, in Sachen, deren Nutzen es nicht einsieht, blindlings zu gehorchen. Bloßes Befehlen und Drohen erbittert. Gibt man den Grund des Befehls an und zeigt man die Nützlichkeit einer Verordnung, dann kann nur mehr der Eigensinn entgegen seyn. Vorher war Alles gegen die Einimpfung, und Viele lästerten darüber. Jetzt verstummen die Schreier, und es haben sich schon über 200 Kinder zur Impfung gemeldet. So hab' ich meines Erachtens weder meine Person verdächtig noch das geistliche Lehramt verächtlich gemacht, was nicht der Fall gewesen wäre, wenn ich mit Umgehung des Evangeliums von der Impfung allein geprediget hätte."

Ein Jahr später, den 25. Juli 1806 schreibt er: "Gestern erhielt ich den Befehl von der königl. Landesdirektion, es müsse die Straßenbau-Polizei-Verordnung von der Kanzel verkündet werden. Mit diesem Befehl ist es so ernstlich gemeint, daß jeder Pfarrer sogleich einen Schein über Empfang des Befehls einliefern und nach geschehener Verkündung schriftliche Anzeige an's k. Landgericht machen muß. Die Bekanntmachung füllt drei Quartblätter des Regierungsblattes. Will man sie vortragen, daß auch der gemeine Mann sie versteht, so braucht man eine halbe Stunde. Bei Gelegenheit dieses Befehls sagte mir ein Staatsbeamte, der sich übrigens um die Religion wenig kümmert: „Es ist doch unschicklich, daß die Landesdirektion solche Befehle von der Kanzel herab verkündet haben will. Diese Sachen schicken sich doch einmal nicht für die Kirche. Die Herren sehen halt die Kanzel nur für einen öffentlichen, erhabenen Ort an, von dem sich den aufmerksamen Zuhörern am leichtesten etwas sagen und bekannt machen läßt.""

Aehnliche Aufzeichnungen enthält das Tagebuch in Menge. Wie sehr sich aber der junge Pfarrer den auch von der Regierung

empfohlenen Jugendunterricht angelegen seyn ließ, und in welchem Geiste er denselben vom Anfang an betrieb, darüber erhalten wir ebenfalls Aufschlüsse in dem Tagebuch.

Am 2. Februar 1806 hatte er von seinem Freunde und Nachbarn X. B. auf seine Anfrage nachfolgenden Brief erhalten. „Sie fragen mich wegen eines Christenlehr=Planes. Da geht es mir wie Ihnen. Ich fühle hart das Bedürfniß und den Mangel gründlicher Muster und Vorarbeiten. Noch hab' ich nichts gefunden, was nach meinem Sinne ist. Bisher machte ich's sowohl in S. als auch hier in Pf. so: Ich legte den unter dem Volke bekannten und allgemein hochgeehrten Peter Canisius zu Grunde. Sein kleiner Katechismus diente mir als Leitfaden zu meinen Vorträgen und Erklärungen. So kam ich am besten zurecht. Immer fand ich Gelegenheit genug, von dem zu reden, was wichtig und die Hauptsache im Christenthume ist. Bei den Glaubenslehren und Hauptstücken schalte ich aus der heil. Schrift alten und neuen Testamentes so viel ein, als ich gerade für nothwendig erachte, und ich nehme mich in Acht, daß ich nicht zu weitschweifig werde. In drei Jahren vollende ich den Lehrcurs. Gewöhnlich wiederhole ich jedesmal in Kürze, was ich das letzte Mal erklärt habe, damit sich die Leute besser orientiren können. Bisher war hier wie früher in S. bei diesen Christenlehren große Theilnahme und gespannte Aufmerksamkeit."

Einige Monate später (den 27. Juli 1806) schreibt Wankmiller über diesen Punkt: „Ich habe so eben in der Christenlehre die Erfahrung gemacht, daß meine Katechesen noch lange nicht sind, was sie seyn sollen. Ich will jetzt nur einige Fehler, die ich an mir wahrnehme, getreulich aufzeichnen, damit ich nach Jahren, so mir Gott Leben und Gesundheit gibt, mich prüfen kann, in wie fern ich diese Fehler verbessert habe. 1. Nicht immer bin ich auf das abzuhandelnde Thema vollständig vorbereitet. Um mir den Mangel an Vorbereitung nicht ansehen zu lassen, muß ich oft zu weitläufig werden und Gegenstände mit hereinziehen, die mit dem Thema nicht strenge zusammenhängen. Wer die theologischen Gegenstände noch nicht recht einstudirt hat und mit der religiös=christlichen Sprache nicht ganz vertraut ist, der muß sich fleißig vorbereiten und seinen Gegenstand bis in's Einzelne ausarbeiten, sonst wird er ein langweiliger Schwätzer oder ein Polterer. 2. Mein Vortrag ist bei den

Christenlehren noch zu wenig vertraulich, zu wenig herzlich. Es ist noch zu viel Predigerton darin. Dieses Ernsthafte, wo man nichts zu erzählen weiß, dieses Rednerische taugt nicht; das erkenne ich wohl. Ich glaube, ein Theil der Schuld liegt darin, daß ich noch zu jung bin. Oft fällt mir ein ganz treffender Ausdruck ein, allein ich getraue mir nicht, ihn auszusprechen, aus Furcht, ich möchte mißverstanden werden. Es soll der Katechet nicht als allein weiser und gewaltiger Professor auftreten, der alle seine Zuhörer als ganz Unwissende ansieht; aber das Ansehen eines Vaters, der seine Kinder unterrichtet, sollte er doch haben. 3. Ich halte mich noch zu sclavisch an Schulausdrücke und abstrakte Begriffe. Die Sprache des Evangeliums und der Apostel ist mir noch zu ungewohnt; und doch könnten die christlichen Wahrheiten weit eindringlicher, überzeugender und fruchtbringender abgehandelt werden, wenn man sie frei nach den Evangelien bearbeiten würde. Ueber Form und Stoff, über Lehre und Lehramt würde das Evangelium die schönsten Beispiele liefern; aber da sollte man mit demselben vertrauter seyn, als ich es jetzt bin."

Einige Jahre später bemerkte er in seinem Tagebuche: Heute war Neujahrsonntag, und einem alten Brauche zufolge keine Christenlehre. An solchen Tagen ist mir nicht wohl. Das Volk soll auch am Sonntag Nachmittag das Wort Gottes hören. Viele fassen von der Predigt wenig. In der Christenlehre werden sie unterrichtet und erbaut. Diese Belehrung und Erbauung bin ich meinen Pfarrkindern schuldig. Ich komme mir aber auch selber ganz werktäglich vor, wenn ich an einem Sonntag keine Christenlehre halte. Ich sehe ein, daß ich dabei verliere. Date et dabitur vobis, (Gebet und es wird euch gegeben werden) sagt der Herr. Breche ich den Kleinen das Brod, so genieße ich vor Allem selbst davon. Müssen denn alte Bräuche, denen doch nur Bequemlichkeit zu Grunde liegt, aufrecht erhalten werden? Bei mir soll das nicht geschehen!

Wankmiller war schon in den ersten Jahren seines Priesteramtes als vortrefflicher Prediger weit umher bekannt. Er bereitete sich aber auch auf jede Predigt mit größter Gewissenhaftigkeit vor. Nur ein einziges Mal traf sich's, daß er ohne Vorbereitung die Kanzel besteigen mußte. „Das werde ich in meinem Leben nicht mehr thun; denn etwas Anderes ist bloß reden, und etwas Anderes

ist predigen", sprach er, als man ihm darauf sagte, es sey doch gut gegangen. Wenn auch das Volk den Mangel an Vorbereitung nicht merke, so könne ein gewissenhafter Prediger doch mit sich selbst nicht zufrieden seyn, war seine Ueberzeugung. Darum schrieb er wohl zwanzig Jahre lang alle seine Predigten vollständig; dann meditirte und memorirte er sie auf das sorgfältigste. Seine Predigten waren eben so belehrend als ergreifend. Seine fortwährende Betrachtung des Wortes Gottes, sein eifriges Schriftstudium bot ihm unablässig Stoff zum Predigen. Zudem hatte er sich schon in den ersten Jahren seines Predigtamtes ein vortreffliches Muster eines christlichen Predigers gewählt — den Franziskaner Johannes Ferus, dessen zehn Jahrgänge von Sonn- und Festtagspredigten er als eine unerschöpfliche Fundgrube für Prediger jedem jüngern Geistlichen angelegentlich empfahl.

Als geborner Hindelanger kannte er die ganze Pfarrgemeinde, schon ehe er die Seelsorge übernahm. So groß und allgemein die Freude darüber war, daß dieser Eingeborne die Pfarrei erhielt, so fanden sich doch bald Einige, denen dieses nicht recht war und die allerlei Feindseligkeiten gegen den jungen Pfarrer anzettelten. Diesen suchte er mit Vorsicht auszuweichen und nachzugeben, wo er nur immer konnte. Wo er aber sein Recht behaupten mußte, da gab er keinen Zoll breit nach. Der damalige Pfarrshauptmann war ein Ehrenmann, ehrte und schätzte seinen Pfarrer, fragte ihn vielfach um Rath und folgte auch dem Rathe des Pfarrers. Dieser Einfluß des Pfarres auf ihren Vorsteher war den feindseligen Männern zuwider. Sie hätten sich gerne selbst an die Spitze gestellt und meinten auch, den zu guten Vorsteher leicht in ihre Netze zu bringen, wenn er vom Pfarrer nicht mehr so abhängig wäre. Alles Auflehnen gegen den Pfarrer, alles Verläumden und Schmähen half ihnen nichts; sie konnten bei der Gemeinde kein Vertrauen gewinnen. Einmal wollte es Einer aus ihnen mit Gewalt probiren. Auf offener Gasse, im Angesichte einer größern Menge erhob er den Stock gegen den Pfarrer, als dieser ihm eben zuredete, sich mit dem zufrieden zu geben, was die Mehrzahl für das Beste erkenne. „Schlag nur zu, wenn du ein Recht dazu hast!" sprach jetzt der Pfarrer ganz ruhig, „ich werde von meiner Ueberzeugung und von meinem Rechte nicht abgehen." Der Feindselige ließ den Stock

sinken und entfernte sich. Jetzt hatten ihn Alle kennen gelernt. Die ganze Gemeinde gab ihm ihren Unwillen über ein so schändliches Benehmen zu erkennen. Seine Genossen sahen mit ihm ein, daß sie wider den Pfarrer nichts ausrichten konnten und duckten sich etwas. Bald aber kamen sie in solches Elend, daß sie selbst zum Pfarrer ihre Zuflucht nehmen mußten. Der Pfarrer aber hatte das Geschehene schon längst vergessen und behandelte sie wie seine liebsten Freunde.

Damit war die Widersetzlichkeit wider den jungen Pfarrer ein für allemal gebrochen. Nie kam es mehr zu ähnlichen Auftritten, selbst nicht in der Zeit der Insurrection. Der Prophet ward selbst in seiner Heimath beliebt. Was andern Geistlichen eine ersprießliche Wirksamkeit in der Heimath erschwert und fast unmöglich macht, das sind gar oft die Geschwister und Anverwandten. Eine zu große Vorliebe für diese schwächt die väterliche Liebe zur ganzen Gemeinde ab. Die bevorzugten Verwandten überheben sich in dem Bewußtseyn, daß der geistliche Vorstand der Gemeinde zu ihnen hält. Und wo dieß in der That weniger der Fall ist, da argwöhnen es die Uebrigen. So erwacht auf der einen Seite Stolz, auf der andern Neid. Der Pfarrer trägt oft die geringste Schuld.

Als Ausnahme von diesem sonst so gewöhnlichen Mißverhältniß kann die Pastoration des seligen Wankmiller in seiner Heimathgemeinde gelten. Er hatte noch zwei Brüder und zwei Schwestern. Alle vier Geschwister machten sich mit der Zeit in Hindelang ansässig. Alle blieben in ihrer Einfachheit und frommen Scheue ohne alle Selbsterhebung und Anmaßung treuergebene Pfarrkinder ihres geistlichen Bruders. Der Pfarrhof wurde wie zur Zeit des Oheims immer nur dann betreten, wann wichtige Geschäfte es nothwendig machten. Auch am Neujahrs- und Namenstage. Sie wußten es, daß der geistliche Bruder für alle Pfarrkinder eben so sorgen müsse, wie für sie, daß sie eben darum sich nichts herausnehmen dürften vor andern. Eben darum hingen Alle mit Liebe und Ehrfurcht an dem Pfarrer, und er offenbarte ihnen die innige Liebe, die er gegen seine Geschwister und ihre Kinder hatte, bei jedem Anlasse in der freundlichsten Weise, ohne dadurch ein anderes seiner Pfarrkinder im Geringsten nur zu verletzen.

VIII.

Befreiungsversuche Deutschlands durch die Tyroler. (1809.)

Schon waren die ärgsten Stürme im Innern der Gemeinde vorüber, jetzt kamen Stürme von Außen. Der junge Pfarrer war bisher bemüht gewesen, dem Könige zu geben, was des Königs ist, und Gott zu geben, was Gottes ist; d. h. er hatte sich eben so als treuen Unterthanen seiner neuen Obrigkeit erwiesen, wie er seine Pflichten gegen Gott und die Kirche mit gewissenhafter Treue erfüllte. Durch seine Willfährigkeit gegen die weltliche Obrigkeit, durch sorgfältiges Beobachten aller weltlichen Gesetze, in so fern es ohne Verletzung des Gewissens geschehen konnte, hatte er sich den Ruf eines ächten Patrioten erworben. Dieser Ruf war aber damals ein sehr zweideutiger.

Im Volke hatte sich die Ansicht geltend gemacht, man gehe auf Ausrottung des Glaubens aus, die Geistlichen seyen zum Theil damit einverstanden, helfen auch mit. Manche Geistliche drangen weit mehr auf Beobachtung der weltlichen Verordnungen, als auf Haltung der Gebote Gottes. Manche wollten all die von der Regierung beantragten Neuerungen mit Ungestümm einführen und brachten sich und ihre Mitbrüder um ihr geistliches Ansehen.

Wir haben schon gesehen, wie Wankmiller in dieser Hinsicht weise verfuhr. Ihm blieb die Seelsorge immer das Erste, und die von der Kirche ihm auferlegten Pflichten erfüllte er pünktlich. Dadurch sicherte er sich das Zutrauen seiner Gemeinde. Jetzt konnte er auch, seines guten Erfolges gewiß, gegen Mißbräuche und Vorurtheile auftreten, nicht mit dem Beil in der Hand, sondern als kluger Gärtner mit dem Messer die üppigen und schädlichen Schosse wegschneidend.

Er wirft sich in seinem Tagebuch die Frage auf: „Warum werden denn in einer Gemeinde alle neuen Verordnungen ohne Murren und Widersetzlichkeit ausgeführt, während in andern selbst die wohlthätigsten Anordnungen Widerstand finden, weil sie neu sind?"

Und er beantwortet es also: „Gewiß kommt da auf das Verfahren des Seelsorgers Viel an. Freilich sollte der Seelsorger nicht zur Ausführung von Anordnungen mißbraucht werden, die gar nichts mit seinem Berufe gemein haben. Freilich sollte man den würdigen Geistlichen nicht bloß als Mittel und Werkzeug ansehen, wodurch man Alles zuwege bringen kann, was man eben will. Eine Ehre oder ein Lob, das man auf diesem Wege verdient, kann für einen ehrenhaften Priester nur kränkend und beleidigend seyn. Statt durch eine solche Auszeichnung sich aufgemuntert zu fühlen, mußte ihm der Muth ganz entsinken; denn jetzt hätten die Gegner der neuen Anordnungen einen Grund mehr, ihn zu verdächtigen. Darum kann der Seelsorger nur zu solchen Anordnungen seine mithelfende Hand bieten, die er als förderlich erkennt und die mit seiner Aufgabe, das ewige Heil seiner Untergebenen zu fördern, in einer Beziehung stehen. Dafür will er aber nicht den Beifall der Menschen, sondern das Wohlgefallen des ewigen Richters gewinnen. Er macht eben darum nicht viel Wesens aus dem, was er thut: er belehrt seine Leute und macht sie willfährig, die Verordnungen der Obrigkeit zu befolgen. Sie müssen selber einsehen, daß ihr eigenes Wohl diesen Gehorsam fordert, und daß sie dadurch Gottes Gebot erfüllen. Was der Seelsorger in gar keine Beziehung zu seinen Berufspflichten bringen kann, damit kann er sich auch nicht befassen."

Nun kam die Zeit des Tyroler-Aufstandes. In Tyrol und Vorarlberg brach der Landsturm los, und die Bewohner des Allgäu schlossen sich der Bewegung an. Die Leute waren unter der neuen Regierung in ihren alten Rechten vielfach verletzt und durch die Nachbarn aufgehetzt worden. Auch in Hindelang waren viele kaiserlich gesinnt. Der Pfarrer blieb seinem beschwornen Eide treu und hielt fest am Könige als seinem rechtmäßigen Oberherrn. Gleich Anfangs trat er voll Muth und Entschiedenheit auf, erklärte seiner Pfarrgemeinde ihre Pflichten gegen die rechtmäßige Obrigkeit, und der größte Theil seiner Pfarrkinder war mit ihm einverstanden.

Später kamen bewaffnete Haufen Tyroler-Schützen, forderten das Volk auf, mit ihnen in den Landsturm zu ziehen, und wer nicht freiwillig mitging, wurde gezwungen, sich dem Landsturm anzuschließen. Jetzt half alles Abmahnen und Bitten von Seite des

Pfarrers nichts mehr. Der Pfarrer wurde als Franzosenfreund und Neuerer verschrieen und war in beständiger Gefahr. Sein Amtsgenosse, der Pfarrer Astner in Sonthofen wurde sammt seinem Kaplan Thomas Mayr von den Vorarlbergern gefangen genommen und nach Feldkirch transportirt.

So weit kam es bei'm Pfarrer in Hindelang nicht. Ihm wurde aber seine Stellung noch ganz besonders durch seinen Frühmesser erschwert. Dieser hielt mit dem Landsturm, hetzte allenthalben das Volk auf und zog als Feldpater mit den Insurgenten. Diese stellten an die Pfarrer die Forderung, sie sollten das Volk zum Landsturm anspornen, denn es sey eine heilige Sache, für die sie kämpften. Allein kein einziger Pfarrer im Landgerichte Sonthofen war für sie. Leider kam bei ihnen gar viel Unheiliges vor, und die Pfarrer hatten Gründe genug, vor einem solchen gesetzlosen und frivolen Wesen zu warnen. Der Major der Insurgenten, Müller in Sonthofen, erklärte: „dieß Volk ist noch zu religiös und hängt noch zu sehr an den Pfaffen; drum geht es mit dem Landsturm nicht vorwärts." So spricht ein Kämpfer für den Glauben, bemerkte Wankmiller in seinem Tagebuche.

Die Insurgenten sagten nicht bloß, sie kämpften für den Glauben, sondern sie kamen auch fleißig zur Kirche und selbst zur Beicht, und zwar immer mit geladenen Gewehren. Wenn sie auf das Ungeziemende eines solchen Benehmens aufmerksam gemacht wurden, sagten sie, es sey dieß nothwendig wegen der Nähe des Feindes. Geschah es, daß ein Priester so einem Insurgenten die Absolution versagte, so stieg ihm der Kommandant auf das Zimmer und zog ihn zur Verantwortung. So kam eines Nachmittags der Kommandant der Vorarlberger auf das Zimmer des Pfarrers und fragte, wo der Kaplan sey. Der Pfarrer fragte: Was wollen Sie mit dem Herrn Kaplan? Der Kommandant antwortete: „Miine Lüt beschweren sich, daß er sie nicht absolvire." So, das ist was anders, sprach darauf der Pfarrer, da muß ich den Herrn Kaplan rufen. In Gegenwart des Herrn Kaplan Michael Zeller entspann sich nun folgendes Gespräch. Kommandant: „Ich bin der Herr Kommandant von den Vorarlbergern. Miine Lüt beschweren sich, Du hättest sie nicht absolvirt." Kaplan: „So Du bist der Komödiant von den Vorarlbergern, die sich beschweren, daß ich sie nicht

absolvirt habe. Weißt Du was? Laß Diine Lüt kommen und Dir sagen, was sie mir gesagt haben. Ich denk, Du kannst's auch nicht absolviren.“ Darauf wollte sich der Kommandant nicht einlassen, und da konnte er nichts Gescheiteres thun, als wieder fortgehen, wie er gekommen war.

Da die Lage immer peinlicher und die Excesse immer größer wurden, schrieb der Pfarrer an den Major des Landsturmes, Herrn Peintner in Schattwald: „Euer Wohlgeboren erlauben, daß ich in einer für mich sehr wichtigen Sache eine Anfrage an Sie stelle. Einige Vorarlberger ließen sich hier öffentlich verlauten, sie werden in Zukunft jene Geistlichen, die ihnen im Beichtstuhle Unangenehmes sagen oder gar die Absolution verweigern, aus dem Beichtstuhle herausreißen und je nach Befund der Sache gleich todtschießen. Nun kann ich oder mein H. Kaplan leicht in den Fall kommen, auf die angedrohte Weise mißhandelt zu werden; denn es kann leicht geschehen, daß wir Gewissens halber einigen Individuen sehr Unangenehmes sagen oder auch die Absolution verweigern müssen, und zwar aus folgenden Ursachen. 1. Einige aus ihnen haben so fürchterliche Schwüre und Gotteslästerungen ausgesprochen, daß sie dadurch großes Aergerniß angerichtet haben. 2. Andere haben so gewaltsame Handlungen ausgeübt, daß selbst ehrenhafte Officiere erklärten, es seyen dieß offenbare Räubereien und Diebstähle, z. B. die Execution in Hinterstein, die gewaltsame Wegnahme des dem Pfarrer von Sonthofen gehörigen Zehenten u. A. m. 3. Das Betragen mehrerer aus den Gemeinen ist so frech und ausgelassen, daß man öffentlich von Verführung der Jugend durch die Landstürmler spricht. 4. Während des Gottesdienstes halten sie in der Nähe der Kirche Tanzmusik zur Störung und zum Aergernisse der Pfarrgemeinde. — Es ist nun die Frage, ob das Oberkommando von diesen Excessen wisse und ob es nicht Mittel habe, dieselben zu verhindern. Daß auf diese Weise meine Pfarrkinder zur Gegenwehr gereizt werden, sehen Euer Wohlgeboren ein. Was ich aber zur Beruhigung derselben thun kann, sehe ich nicht ein. Darum bitte ich Euer Wohlgeboren um baldige Abstellung solchen schreienden Unfuges und um Schutz für mich und meinen H. Kaplan .....

Was auf diesen Brief erfolgt ist, können wir nicht angeben. Es wurde noch viel Unheil gestiftet, viel gestohlen, viel verdorben.

Am glimpflichsten verfuhren die Tyroler. Weit schlimmer benahmen sich die Lechthaler und Vorarlberger. Der Pfarrer notirte alle bedeutendern Vorkommnisse in einem Tagebuche. Allein er mußte dasselbe, weil immer wieder Haussuchungen vorgenommen wurden, in einen alten Brunnenteichel verstecken. Auch alle Zeitungen waren strengstens verboten; denn dieselben enthielten fast immer das Gegentheil von dem, was die Landstürmler aussagten. Einst wurde ein alter Mann, der eine Zeitung ganz verborgen überbrachte, von etlichen Vorarlbergern ertappt und vor den Kommandanten geführt. Die Häscher drangen darauf, daß er als Spion gehenkt werde. Der Kommandant kannte den guten Mann und entließ ihn wieder nach Hause.

Im Oktober 1809 mußten die Insurgenten wieder abziehen. Die Lechthaler und Vorarlberger wollten die benachbarten Pfarrer als Geißeln mitnehmen. Die beiden Geistlichen von Sonthofen waren schon nach Feldkirch transportirt. Auch den Pfarrer von Hindelang sollte dieß Loos treffen. Er war eben in Sonthofen, als ihm ein Bürger dieses Vorhaben der Insurgenten eröffnete. Die Insurgenten hatten diese Gelegenheit zu seiner Gefangennehmung bestimmt. Allein der Pfarrer kehrte sogleich wieder nach Hindelang zurück. Kaum war er fort, suchte man überall in Sonthofen nach ihm. Ein Bürger, bei dem sie nach dem Pfarrer fragten, gab ihnen zur Antwort: „Den krieget ihr nicht, den müßt ihr in Hindelang holen. Und da dürfen nicht bloß Etliche hingehen, sondern ihr Alle müßt euch auf den Weg machen. Und dann krieget ihr ihn doch nicht. Die Hindelanger schlagen euch Alle todt, wenn ihr ihnen den Pfarrer nehmen wollt." Da kriegten die Insurgenten Respekt und hatten keine Lust mehr, den Pfarrer in Hindelang zu transportiren.

Im Oktober wurde der Friede geschlossen; allein die Aufständischen wollten nicht glauben, daß Friede sey, und so plänkelten Insurgenten und Franzosen noch immer fort bis Mitte November. Jetzt wurde der Friede verkündet, und die Landstürmler zogen ab. Nun kamen die Nachwehen. Die Pfarrei Hindelang hatte über 21,000 Gulden Unkosten. Zudem sollte sie auch zur Entschädigung der Vorarlberger=Geißeln mit andern Pfarreien eine Summe von 71,878 fl. 12 kr. bezahlen. Der Pfarrer wendete sich an die hohen

und höchsten Stellen, legte die Schuldlosigkeit seiner Gemeinde auf das Klarste dar und erwirkte für sie Nachlassung dieser Forderung. So hatte er sich fortwährend als Schützer und Retter seiner Pfarrkinder erwiesen und zur Zeit der größten Gefahr sich ganz für seine Gemeinde geopfert.

IX.

Einiges aus der Privatseelsorge des jungen Pfarrers.

Es möge uns erlaubt seyn, aus den Tagebüchern des Seligen Einiges hier anzuführen, was uns von seiner Thätigkeit und von dem Seelsorgerleben überhaupt einen Begriff beibringen kann.

Den 20. Jän. 1807. Heute traf ich in N. Herrn N., einen Menschen ohne alle Religion, der mir bitterlich klagte, welch ein Unglück ihm in diesen Tagen widerfahren sey. „Mein Fritz, dieser talentvolle Knabe, diese meine einzige Freude und mein Trost, ist vom Tode dahingerafft worden. Es ist nicht zum Aushalten. Ich weiß gar nicht, was ich denken, wie ich mich beruhigen soll. Nun, es ist so das leidige Schicksal." So begann er seinen Jammer. Ich entgegnete ihm: „Was wollen Sie doch mit dem Schicksal? Wir haben kein Schicksal, sondern einen lebendigen, allwissenden Gott, der Alles zum Heile der Menschen am Besten ordnet. Er hat den Liebling Ihres Herzens Ihnen genommen, und der Tod dieses Kindes wird nach seiner weisen Absicht nicht bloß dem Kinde sondern auch Ihnen zum Heile seyn." Darauf antwortete er: „Könnte ich doch auch solche Hoffnungen haben! Ich gestehe es, wenn mir die Leute Solches sagen oder gar mir Glück wünschen, daß ich einen Engel im Himmel habe, so beneide ich sie, daß sie bei solchen Ansichten sich so wohl befinden. Das ist noch das Beste an der Religion, daß die Leute in ihr so viel Trost und Beruhigung finden. Ich wünschte oft, wieder zu seyn, was ich früher war — ein Christ." Ich: „Ja das ist einer der größten Vorzüge des Christenthums, daß es dem Menschen für alle Lagen, in die er kommen kann,

Trost zu geben weiß. Oft kann er weder in sich selber noch bei andern Menschen Trost finden. In der Religion findet er wahren, nicht bloß eingebildeten Trost; und dieß findet der Gelehrte wie der Ungelehrte, der Hohe wie der Niedere; drum ist die christliche Religion eine ganz menschliche Religion, ist für alle Menschen und für alle ihre Lagen. Und darin liegt ein Beweis für sie, daß sie etwas Göttliches ist. Oder wo auf der Welt hat ein Mensch so etwas erfunden?" Er antwortete: „O ich wünschte, daß ich diesen Glauben hätte, aber ich kann ihn nicht mehr erhalten. Ich sehe dessen Grundlosigkeit zu deutlich ein. Wollte ich mir die Wahrheit desselben einreden, so würde ich nur mich selber täuschen." Ich: „Es ist freilich schwer, sich von etwas zu überzeugen, gegen das man von vornherein eingenommen ist. Aber eine so wichtige Sache, von der schon für das zeitliche Leben so Viel abhängt, wäre denn doch einer Mühe werth. Prüfen Sie die Sache mit möglichster Unpartheilichkeit, und es wird nicht ohne Frucht seyn." Darauf sagte er: „Ach, was soll ich prüfen? Man bringt mir gewöhnlich so dumme Beweisgründe, daß ich sie schon von vornherein verlachen muß. Jüngst wollte mich ein Geistlicher auf einmal bekehren und brachte mir solche Alphansereien vor, daß ich in meiner Ansicht nur noch mehr bestärkt wurde." Ich: „Das mag wohl seyn. Aber glauben Sie, daß es nicht noch andere Gründe gebe, die Sie bestimmen könnten? Denken Sie, wie viele ausgezeichnete Männer, denen Sie selbst Geist und Gelehrsamkeit zugestehen, waren dem Christenthume aufrichtig ergeben! Diese müssen wohl wichtige Gründe gehabt haben." Er: „Ach, ich habe nicht Zeit, selbst nachzudenken und Theologie zu studieren." Ich: „Sie brauchen nicht Theologie zu studieren. Sie dürfen nur ernstlich wollen. Vor Allem müssen Sie Ihre Vorurtheile ablegen, ernstlich nachdenken, religiöse Bücher lesen, aber nicht mit der vorgefaßten Meinung: es kann nicht wahr seyn, sondern mit dem Vorsatze: ich will es annehmen und glauben, wenn es mich überzeugt. Das Weitere, was Sie noch zu thun haben, wird sich dann schon geben. Machen Sie einmal den Versuch, auch auf die Gefahr hin, daß Sie Ihre bisherige Denk- und Handlungsweise ganz ändern müssen. Sie sind dieß Opfer Ihrer Ruhe und Ihrem innern Frieden schuldig; denn gewiß werden Sie noch oft in Lagen und Verhältnisse

kommen, in denen Sie bei Ihren jetzigen Gesinnungen weder Ruhe noch Trost finden können." Er: „Es ist hart, vom Unglauben abzukommen, insbesondere wenn es einen so viel kostete, zum Unglauben zu kommen. O wie viele Unruhe und Kämpfe hatte ich, bis ich in meinem Unglauben ruhig wurde. Aber die Spöttereien über die Religion in N. und das Verächtlichmachen aller religiösen Einrichtungen in den vornehmen Gesellschaften zu N. brachten mich endlich dazu." Ich: „Diese äußern Einflüsse sind nicht der einzige Grund Ihres Unglaubens. Sie waren von Jugend auf in der Religion schlecht unterrichtet, haben die Religion während der Studienjahre vernachläßiget, sind durch Ihre jetzigen Amtsgeschäfte an einer ruhigen Prüfung der Religion gehindert und setzten das Wesen der Religion immer nur in zufällige Dinge, die nicht haltbar sind und gar leicht weggespühlt und weggelacht werden konnten." Er: „Wahr ist's, ich kannte die Religion niemals recht." Ich: „Und dann noch eine Quelle des Unglaubens, die gar oft die einzige ist und weit mehr verdirbt, als alle widerstreitenden Gedanken des eigenen Kopfes und als alle bösen Beispiele der Welt, ist dieses: Man wünscht, es möchte nicht wahr seyn, was man bisher glaubte, um sich nicht mehr darnach richten und um sich nichts versagen zu müssen. Um freier leben zu können, raisonnirt man sich die Religion weg, die den Neigungen und Gelüsten Schranken setzt. Denken Sie nach über den Weg, den Sie gegangen sind, und Sie werden den geringern Theil der Schuld auf Andere werfen können." Zum Schlusse sagte er noch: „So viel sehe ich ein: es ist der größte Raub, den man an einem Menschen begehen kann, wenn man ihm die Religion raubt. Auch ich hatte früher Lust an dieser Räuberei; allein ich thue es nimmermehr. Ich lasse den dümmsten Menschen bei seinen Meinungen, wenn ich sehe, daß er dabei glücklich ist. Ich verehre jeden Mann, der Religion hat, aber dieselbe nicht in Bigotterie setzt und damit nicht Heuchelei treibt. Ich sage oft zu meiner Schwester: Bleibe bei dem, was du hast, du bist glücklich. Doch ich habe nicht längere Zeit, davon zu reden." Ich bemerkte ihm nur noch, es wäre mein Wunsch, daß er Gelegenheit fände, sich mit einem klaren und gläubigen Mann über diese wichtigste Angelegenheit öfters zu besprechen. Er könnte das verlorne Gut wieder gewinnen.

Den 24. Jäner 1807. „Wie tröstlich ist nach solchen traurigen Erfahrungen, wie ich jüngst eine an dem ungläubigen Manne gemacht, der Krankenbesuch in einem christlichen Haus! Heute sagte mir die kranke Stasia, bei der ich wenig christliche Erkenntniß vermuthete: Ich werde bald sterben, aber ich sterbe gerne, denn ich hoffe auf Gott. Schon oft habe ich den heiligen Geist gebeten, so inständig gebeten, mit aller Kraft, so stark ich kann, er möchte mir doch meinen Seelenzustand offenbaren. Bei der hl. Communion und auch sonst oft fasse ich Jesum fest ins Gesicht und bitte Ihn, Er wolle es mir doch recht klar machen, wenn ich noch Sünden auf mir habe, die ich nicht erkenne, damit ich sie bereuen und Verzeihung erhalten kann. Jetzt glaube ich fest, daß Er mir alle meine Sünden vergeben hat und daß Er mich gnädig aufnehmen wird."

Den 19. Nov. 1807. Der Vater eines kranken Kindes sagte zu mir: „Die Kinder gehen gerne heim, und wir haben kein Verlangen nach unserer wahren Heimath, weil wir die Heimath und unsern Vater nicht kennen. Die Eltern sollten sich freuen, wenn ihre Kinder in den Himmel kommen, und doch trauern sie oft." Ich entgegnete ihm, es sey dieß oft ein natürliches Mitleid, und es sey dieß doch ein Beweis, daß die Eltern eine Liebe zum Kinde haben. Er begriff es und sagte: „Ja noch weit mehr sind jene Eltern zu bedauern, die über den Tod ihrer Kinder nicht trauern, die über Leben und Tod ihrer Kinder ganz gleichgültig sind und ihnen aus Eigennutz gar noch den Tod wünschen."

Im Nov. 1807. Jüngst dachte ich über die Vortheile nach, welche das männliche Geschlecht vor dem weiblichen und dieses vor jenem habe. Mir schien es, daß das weibliche Geschlecht weit mehr Innigkeit und Liebe habe und eben darin einen Fond von Glückseligkeit besitze. Ich vergaß aber der vielen Leiden, durch welche es dieses Glück erkaufen und bewahren kann. Als ich eben so nachdachte, wurde mir darüber eine ernste Lektion gegeben. Ich wurde nämlich zu einer Hartgebärenden gerufen, die in Todesnöthen lag. Das erste Wort, das ich von ihr hörte, war dieses: „O was ist doch ein Weib!" —

eodem anno. Zur Aussöhnung eines im Unfrieden lebenden Ehepaares stellte ich den beiden Leuten alle mir bekannten, moralischen

Gründe zur Wiedervereinigung vor. Jeder Grund wurde Anlaß zu einem neuen Vorwurf. Der Streit wurde immer noch hitziger. Jeder Theil wußte immer wieder neue Klagen vorzubringen. Die Flamme stieg immer höher. Es war Zeit zum Löschen, und ich griff zu dem bewährtesten Mittel. „Genug, sagte ich; ich sehe, jeder Theil hat Unrecht, und jeder hat dem andern viel zu vergeben. Wenn ihr nicht vergebet, so wird auch euch nicht vergeben werden. Fraget nicht: wie oft, wie viel muß ich vergeben? etwa siebenmal? Nein! siebenzigmal siebenmal." Nun stellte ich ihnen so nachdrucksam, als ich konnte, ihre Pflichten und die Folgen der Erfüllung derselben, und die Verletzungen mit ihren zeitlichen und ewigen Folgen vor Augen — ganz nach dem Evangelium. Jetzt hatte keine Entschuldigung und kein Vorwurf mehr statt. Beide Theile waren gerührt. Jedes erkannte seinen Fehler und versprach, sich zu bessern. „Aber wie kann ich das?" fragte das Weib; ich hab es mir schon so oft vorgenommen, und das Halten ist mir nicht möglich." „Da hilft die Gnade Gottes", antwortete ich, „durch Jesum Christum unsern Herrn Gott ist ein Gott des Friedens. Betet mit einander, und das Schwere wird euch leicht werden. Ihr habt euch vom vertrauensvollen Beten gelassen, darum hat euch Gott verlassen. Betet, und Gott wird euch vergeben, und Er wird machen, daß auch ihr einander vergeben könnt, daß ihr der frühern Unbilden nicht mehr gedenket." Dann forderte ich sie auf, das Vergangene ganz zu vergessen, desselben mit keinem Worte mehr zu gedenken, und alles Geschehene als nichtgeschehen anzusehen. Selbst im besten Frieden sollen sie nicht mehr davon reden, am allerwenigsten, wenn es etwa neue Mißverständnisse geben sollte. „Ihr werdet noch oft Fehler an einander wahrnehmen; aber du Mann, rede mit deinem Weib erst, wenn der Aerger sich gelegt hat, von ihren Fehlern. Und du Weib, wenn du deinen Mann fehlen siehst, halt dein Maul, wenigstens bis am folgenden Tag."

Die beiden Leute wurden noch ermahnt, sogleich am nächsten Sonntag zur heil. Beicht zu gehen, den Gottesdienst fleißig zu besuchen, das Wort Gottes eifriger anzuhören, als bisher, und ganz besonders jeden Abend und jeden Morgen um Erhaltung des Friedens zu beten. Gott gebe, daß die Aussöhnung eine dauerhafte sey!"

Den (?) 1808. Ich wurde zu einer kranken Person gerufen, die schon lange in einer öffentlichen Todesfeindschaft lebte. Ich suchte sie zur Erkenntniß ihres Unrechtes zu bringen und verlangte, daß sie verzeihen sollte. Schon meinte ich, die Kranke sey zur Versöhnung gestimmt; als ich aber verlangte, sie müsse Abbitte leisten, weil das öffentliche Aergerniß diese Genugthuung fordere, sagte die todtkranke Person: Nimmermehr! nein, das thue ich nicht. Ich will diese Nachbarin nicht mehr sehen.“ So oft sie aus einer halbstündigen Ohnmacht, von denen jede die letzte zu seyn schien, wieder zu sich kam, versuchte ich immer wieder auf's Neue, sie zur Abbitte zu bewegen. Auch ihre Anverwandten baten sie weinend, sie möchte doch Alles verzeihen. Allein es schien Alles vergebens. Wir beteten für die in Ohnmacht liegende. Endlich nach einer langen Ohnmacht siegte die Gnade Gottes über die Bosheit. Sie öffnete ihre leiblichen Augen, und auch die Augen ihrer Seele wurden geöffnet. Sie verlangte, abzubitten, that es aufrichtig, bereute ihren Starrsinn unter Thränen und starb.

X.

Verbreitung der heiligen Schriften des neuen Testamentes.

Schon im Jahre 1806 hatte Wankmiller von einem benachbarten Pfarrer eine Einladung zur Betheiligung an der Verbreitung des neuen Testamentes, übersetzt von Regens Wittmann in Regensburg erhalten. Dieses Einladungsschreiben lautet also: „Es ist mir eine Ankündigung zugesendet worden, die auch Sie interessiren und erfreuen wird. Ich sende Ihnen dieselbe zu und will Sie zugleich recht herzlich und freundlich bitten, sich dabei nach Kräften zu betheiligen. Es haben sich nämlich einige katholische Priester und Layen entschlossen, eine wohlfeile Ausgabe des neuen Testamentes mit stehenden Lettern zu veranstalten. Wie glücklich wären wir, wenn wir die Zeit erlebten, in welcher das Evangelium wieder in die Hände des Volkes käme. Wie würde dieß nicht unsern christlichen Unterricht uns erleichtern, demselben vorarbeiten und ihm nachhelfen. In vielen Herzen liegt dieser Wunsch schon lange

verborgen; nun wird er laut und sieht seiner Erfüllung entgegen. Die wichtigen, guten Folgen der Verbreitung dieses heiligen Buches werden Sie selber einsehen. Können Sie etwas dazu beitragen, so mögen Sie es thun. Es gewährt Trost und Freude, zu einem guten Werke auch nur ein Steinlein beizutragen." Einige Zeit darauf schrieb derselbe Pfarrer: „Die gute Aufnahme meiner Einladung hat mich sehr gefreut. Ich habe aufs Neue erfreuliche Nachrichten erhalten, die ich Ihnen mittheilen will. Der Unternehmer dieser Bibelübersetzung ist Regens Michael Wittmann in Regensburg. Derselbe besitzt das Vertrauen des Churerzkanzlers (Dalberg) in hohem Grade; und dieser unterstützt das Unternehmen mit aller Kraft. Das ist ein sehr günstiger Umstand für die Verbreitung der heiligen Schriften. Man wird sich nicht leicht getrauen, einem solchen Schutzherrn entgegen zu treten. Der Herr helfe, daß diese gottgefällige Sache, die einen so guten Anfang hat, auch einen gedeihlichen Fortgang erlangen möge. Man hat jetzt freilich überall Gelegenheit, Geldbeiträge zu leisten. Ich glaube jedoch, wie Sie, das Geld ist gut verwendet, wenn man damit etwas beiträgt, daß den Armen das Evangelium verkündet werde; denn sie leiden daran eben so Mangel wie am Brode. Der Herr ist reich genug und will Allen geben; er will aber auch, daß wir Wohlthätigkeit üben, und er nimmt auch von uns unsere geringen Gaben an zur Förderung seines Reiches."

Dieß war der Anfang der Bibelverbreitung unter Katholiken im Anfange dieses Jahrhunderts. Katholische Seelsorger betrieben diese Sache, mit der Ueberzeugung, daß sie das Gute fördern, und zum Theile mit großen Opfern. Sie bezahlten aus eigener Kasse ganze Lieferungen von 50—100 Exemplaren und theilten die Bücher unter die Verständigern in ihren Gemeinden aus. Die Leute hatten Freude daran und lasen nicht ohne Nutzen. Später mengte sich die englische Bibelgesellschaft in dieses Geschäft, bezahlte viele tausend neue Testamente und ganze Bibeln, die man umsonst austheilen konnte; und jetzt wurde das Heilige als etwas Profanes behandelt.

Wankmiller sprach sich über diesen Gegenstand in einem Briefe an M. Zeller ganz offen aus. Dieser hatte ihm allerlei Bedenken hinsichtlich des Schriftlesens vorgebracht, und ihn ganz

besonders erinnert, daß es mit den sogenannten Bibelschmeckern, wie es sie auch in der katholischen Kirche immer gegeben habe, nie viel gewesen.

Den 25. März 1816. . . . Ich bleibe fest dabei: Die Bibel, ich verstehe das neue Testament, ist und bleibt das beste Buch; wenn auch nicht alle Leser den besten Gebrauch davon machen, so liegt die Schuld nicht an der Bibel, sondern an den Leuten, und ganz besonders an den geistlichen Führern. Eine Volksbibel, wie Du sie wünschest, wünschte ich auch, aber sie ist unmöglich. Wir haben keine inspirirten Leute; die nichtinspirirten haben immer ihre eigenen Meinungen und Ansichten. Diese sind nicht immer dem Sinne des göttlichen Wortes gemäß, sondern bloß menschliche Auslegung und haben nie dasselbe Ansehen, wie Gottes Wort. Der Eine sieht die Sache so, der Andere sieht sie anders an. Gibt die Kirche eine Auslegung, dann nehme ich die Auslegung selbst als Gottes Wort an. Das kann ich aber nicht, wenn ich sie von einem Menschen bekomme. Aber alle Auslegung macht die Bibel selber nicht überflüssig. Gerade umgekehrt. Wenn ich eine Auslegung lese, so will ich den zu Grund liegenden Text selber sehen. Erklärt man dem Volke das Wort Gottes nach dem Sinne der Kirche, so bekommt es Hunger, das Wort Gottes selbst zu lesen. Es will nicht bloß durch Andere sich sagen lassen, was der Vater geredet hat; es will den Vater selbst reden hören. Es hört den Vater wirklich reden, wenn ihm die Bibel als wahres Wort Gottes in die Hand gegeben wurde, und wenn es sie lesen kann. Du sagst: Kommt es denn auf den Buchstaben an? Ich sage: Bei Gottes Wort kommt wirklich viel auf den Buchstaben an; denn mit dem Buchstaben geht gar leicht der Sinn verloren. Ich sage ferner: Das Bibellesen allein hilft noch nicht; wir sehen dieß am protestantischen Volke, das übrigens viel weniger in der Bibel liest, als man gewöhnlich meint. Viele werden beim Lesen des göttlichen Wortes unbekehrt bleiben, wie sie es beim Hören bleiben. Die meisten Juden, die den Herrn selbst gesehen und gehört hatten, blieben unbekehrt. Wird aber das Lesen neben dem Hören nicht mehr wirken, als das Hören allein? Denken wir zugleich auch, was für ein Gotteswort von so manchen Predigern in vielen Gemeinden verkündet wird! Schon darum sollte das Lesen des göttlichen

Wortes befördert werden, weil manche Leute das liebe Gotteswort gar selten hören. Ich werde freilich nicht jedem Buben und jedem Weibe das neue Testament in die Hand geben; aber Solchen werde ichs geben, von denen ich hoffen kann, daß sie wenigstens keinen Mißbrauch davon machen werden. Manche haben nicht Zeit zum Lesen; die Bessern aber machen sich Zeit und finden sie auch. Manche haben nicht Lust; ich suche ihnen Lust zu machen. Andere lesen vielleicht nur aus Vorwitz; dieser Vorwitz wird bald vergehen, wenn sie sich die Nase verbrennen, wenn sie in dem Buche finden, was sie für Leute sind. Und sey es auch im Anfange nur Neugierde; aus der Neugierde kann ein gottgefälliges Verlangen werden. Mancher wird mit Nutzen lesen; wäre er aber nicht ohne dieß Lesen ein guter Christ? Das wäre er demohngeachtet, und darum behaupte ich keine absolute Nothwendigkeit des Bibellesens. Aber das sage ich: Wer ein guter Christ ist, der wird durch das Lesen noch besser werden. Wahr ist es: die bisherigen Bibelleser waren gewöhnlich eigensinnige Leute, die Alles besser wissen wollten und sich gar viel auf ihr Lesen zu Gute thaten. Aber woher ist das gekommen? Man hielt das Lesen für etwas unbedingt Verbotenes. Die Leute wurden von den Geistlichen in dieser Meinung bestärkt. Darum lasen bisher nur Solche, die auf ihre Seelsorger wenig achteten und gescheiter seyn wollten, als andere. Diese lasen dann freilich nicht in der rechten Absicht, und die Bibel hat keine Schuld, wenn sie ohne Nutzen gelesen wurde. Ich weiß von ganz glaubwürdigen Zeugen viele Beispiele von dem Nutzen, den das Lesen der Schrift gebracht hat, wo es von den Seelsorgern empfohlen und unter deren Leitung von empfänglichen Lesern betrieben wurde. Der Seelsorger muß aber vor Allem die heil. Schrift selber fleißig zur Hand haben und dann in seinen Vorträgen sie erklären. Das fromme Volk findet darin nur Erbauung und findet die Widersprüche nicht leicht darin, welche die Gelehrten hineinlegen. Ich habe wirklich schon mehrere Erfahrungen gemacht, welch einen großen Nutzen das Lesen der Bibel bringe. Die merkwürdigste ist mir die, welche ich an meinem sel. Bruder Martin gemacht habe. Ihm habe ich während seiner Krankheit das ganze neue Testament vorgelesen. Er las auch selbst darin, und immer mit größter Erbauung. Hüsse Constanz las während seiner Krankheit die Evangelien

und die meisten Briefe; er sagte öfters zu mir: da drinn ist die Hauptsache, ich bin Ihnen recht dankbar für dieses Buch. So ist es auch bei Matthäus Z., der in seiner Krankheit alle Tage das neue Testament liest und daran viele Freude hat. Diese drei Männer waren freilich schon vorher wahre Christen und immer die aufmerksamsten Zuhörer in Predigten und Christenlehren. Ich weiß aber auch einige Häuser, in denen man täglich ein Kapitel aus dem neuen Testamente vorliest, und ich weiß auch, daß es nicht ohne Nutzen geschieht. D'rum bin ich gesinnt, das neue Testament allen Bessern in die Hand zu geben, habe auch in den Christenlehren schon deutlich und faßlich erklärt, was die Bibel sey und wie man sie lesen müsse. Seitdem sind schon viele Exemplare bestellt worden. Haben es Mehrere in der Hand, dann werde ich die Evangelien nach der Zeitfolge und dann auch die Apostelgeschichte in meinen Predigten erklären. Winkelhofer wird mir dabei gute Dienste leisten.“ —

Aus diesem Briefe sieht Jedermann die gute Absicht und die kirchliche Gesinnung, mit welcher der edle Wankmiller damals die Lesung des neuen Testamentes fördern zu müssen glaubte. In seiner Gemeinde hatte dieß Lesen auch nur wohlthätige Folgen. Weder zu jener Zeit, noch auch in der Folgezeit hat sich in derselben irgend ein unkirchliches Streben kund gegeben. Die frommen Gläubigen hielten fest an der katholischen Lehre, außer der sie keine andere kannten, und an ihrem katholischen Seelsorger, der ihnen die Schrift im Sinne und Geiste der Kirche erklärte. Als später in andern Gegenden mit dieser Lesung allerlei Mißbrauch getrieben wurde und die geistliche Obrigkeit sich genöthiget sah, vor einer zwecklosen und gefahrdrohenden Verbreitung des neuen Testamentes zu warnen, wurde Wankmiller als treuer, gehorsamer Sohn der Kirche in dieser Hinsicht wieder behutsamer und beschränkte seine Lehrthätigkeit mehr auf die eifrige Verkündung des göttlichen Wortes in den Predigten und Christenlehren.

Wie dem Lesen so schrieb der erleuchtete Mann auch der Verkündung des göttlichen Wortes nicht unbedingten Erfolg zu. Am 4. Nov. 1816 schreibt er in seinem Tagebuche: „„Das Getön unsrer Worte schlägt an die Ohren an; der Lehrmeister aber ist inwendig. Glaubt doch nicht, daß ein Mensch von einem andern

etwas lerne (ohne diese innere Wirkung Gottes). Wir können mit dem Geräusche unserer Worte ermahnen, aber wenn der Lehrer im Innern nicht lehrt, so ist dieß Geräusch ohne Frucht und Nutzen. Ich habe nun, so viel an mir war, für Alle geredet, aber ohne Belehrung werden Alle davongehen, denen die Salbung nicht innerlich zuredet, die nicht inwendig vom heiligen Geiste gelehrt werden."" „Wie wichtig ist diese Stelle des heil. Augustin für christliche Lehrer! Nicht auf ihren eigenen Fleiß und auf ihre Geschicklichkeit haben sie sich zu verlassen. Wenn nicht der innere Lehrer zu ihnen selbst und zu den Zuhörern spricht, so verhallen ihre Worte. Wir können nichts ohne Christus; wir können nicht einmal etwas Gutes denken ohne den heiligen Geist. Aber wenn wir mit dem Geist reden, oder vielmehr, wenn der Geist aus uns spricht, dann dürfen wir uns um den Erfolg nicht viel kümmern. Das ausgestreute Samenkorn wird da aufgehen, wo es in ein angebautes Erdreich fällt. Und wenn es auf Felsen, unter Disteln und Dornen nicht fortkommt, so ist nicht das Wort und nicht der Wortführer, sondern das Land Schuld."

XI.

Ein Besuch bei Professor Sailer.

Wir lassen hier den ehrwürdigen Wankmiller selber erzählen, wie er mit Sailer persönlich bekannt geworden, und welchen Eindruck dieser Mann auf ihn gemacht habe.

„Den 25. Sept. 1813 erhielt ich die Nachricht, daß der Herr Professor Sailer nach Pfronten kommen und sich daselbst einige Tage aufhalten werde. Ich war sogleich entschlossen, den Mann persönlich kennen zu lernen, den ich schon so lange Zeit ungekannt verehrte. Den 26. Sept. reiste ich über Thannheim durch die Enge nach Pfronten. Es war eben Sonntag. Ich hatte den Vormittagsgottesdienst gehalten und die Christenlehre für den Nachmittag dem H. Kaplan übertragen. Nachmittags 3½ Uhr kam ich daselbst mit meinem Schwager an. Herr Pfarrer Bayr, der den Herrn

Professor auf seiner Reise begleitet, kam mir entgegen und grüßte mich mit seiner bekannten Freundlichkeit und Leutseligkeit."

„Ich ging in das untere Zimmer des Pfarrhofs, grüßte Herrn Pfarrer Lutzenberger und seinen Kaplan Fux als alte Bekannte und dankte, daß sie mir von der Ankunft des Hrn. Professors Nachricht gegeben und mich zu einem so angenehmen Besuche eingeladen hätten. Da hörte ich, daß Sailer im Vormittage zur allgemeinen Erbauung geprediget, und daß Bayr Nachmittags die Christenlehre gehalten habe. Eine ungemeine Volksmenge war versammelt, denn die Nachricht von dem fremden Prediger und Christenlehrer hatte sich in der ganzen Umgegend verbreitet. Die Anregung war groß, die Rührung allgemein."

„Gottes Wort, von solchen Männern, mit solcher Kraft vorgetragen, macht bei dem Volke einen weit tieferen Eindruck, als die gewöhnlichen Predigten von den bekannten Seelsorgern. Pfarrer Lutzenberger ist edel genug, um nicht eifersüchtig zu seyn. Ihm ist nur darum zu thun, daß seine Gemeinde erbaut und belehrt werde. Eine solche außerordentliche Anregung, sagte er, hat große bleibende Folgen für die Leute. Sie hören dann uns gemeine Prediger wieder viel lieber an, wenn sie sehen, daß wir das nämliche Christenthum, wie diese verkünden; sie sind jetzt auch besser vorbereitet, uns zu verstehen. Eine Predigt oder Christenlehre kann am besten aus der Wirkung beurtheilt werden. Es ist kein gutes Zeichen, wenn die Leute beim Herausgehen aus der Predigt nur den Prediger rühmen, statt an ihre Brust zu schlagen, oder ihm gar Bravo zurufen, statt ein Peccavi vor Gott anzustimmen, sagt Sailer."

„Bayr's Christenlehre konnte ich aus ihrer Wirkung beurtheilen. Die Leute begegneten mir, als sie eben aus der Kirche gingen. Es war schön anzusehen, wie still und in sich gekehrt die Leute ihrer Heimath zugingen. Manche wischten sich noch die Thränen aus den Augen. Einige Bekannte grüßten mich gar freundlich und sagten: Aber dießmal kommen Sie recht. Dießmal treffen Sie rechte Herren bei uns! O wenn Sie nur früher gekommen und heute bei uns in der Kirche gewesen wären!"

„Nach einer kurzen Unterredung führte mich Bayr in das Zimmer des Herrn Professors, sagte nur: Hier bringe ich den

Pfarrer von Hindelang! ging davon und ließ mich mit dem Professor allein."

„Anfangs war mir etwas bange, mit einem so berühmten Manne, den ich nur aus seinen Schriften kannte, allein mich zu besprechen. Aber nach einigen Augenblicken verschwand alle Schüchternheit. Das liebevolle, zuvorkommende, zutrauliche Wesen, das Sailer in Worten, Mienen und Geberden offenbarte, verscheuchte alle Furcht, machte mich beredt, und es war mir so wohl um das Herz, wie beim Wiedersehen eines bekannten, aber lange nicht mehr gesehenen Freundes. Schon die Physiognomie Sailers ist lauter Freundlichkeit und Liebe. Sein Portrait von Lips ist sehr wohl getroffen; nur fand ich ihn etwas ernsthafter, in sich gekehrter, inniger. Er schlägt die Augen öfters und längere Zeit nieder, insbesondere bei ernsthaften, vertraulichen Gesprächen, und vor Allem beim Gebete. Der Künstler stellt ihn vielleicht dar, wie er im Kreise vertrauter Freunde bei einer Gesellschaft sitzt, oder wo er die Freundlichkeit und Liebe Gottes in Christo und die frohen Aussichten in die Ewigkeit in seinem Geiste erwäget, mit einem Worte, in einem Zeitpunkte, wo sein Gemüth mehr zur Zufriedenheit und Fröhlichkeit als mit ernstem Nachdenken beschäftiget ist."

„Das Aeußere des mehr als sechzigjährigen Mannes verräth Kraft und Leben. Sein Körper ist stark, sein Gang fest, die Stellung aufrecht, die Aktion sanft und bedeutungsvoll."

„Sailer fragte mich zuerst über meine Pfarrei, wie groß sie sey, wie die Pfarrkinder im allgemeinen beschaffen seyen, wie lange ich schon Pfarrer sey u. s. w. Dann war die Rede von meiner schwächlichen Gesundheit. Sailer zeigte hier sehr viele medizinische Kenntnisse. Er fragte mich, von wem und welche Arzneimittel ich bisher gebraucht habe, ob ich nicht zur Hypochondrie geneigt sey, ob ich keine Bäder gebrauche u. s. w. Dann rieth er mir, ich sollte auf einige Zeit nach Landshut gehen und mich der Behandlung des Dr. Walter, den er sehr rühmte, unterziehen. Dabei könnte ich zur Zerstreuung Collegien besuchen und mit ihm und andern Freunden Umgang haben. „Die Gesundheit ist so süß, und die Pflicht so leicht," sagte er zum Schlusse dieser Besprechung."

„Nun redeten wir über Religion und über das eigentliche positive Christenthum. Er fragte mich nach meinem bisherigen

geistigen Entwicklungsgang, wie ich selber zu einem Interesse an dem einen Nothwendigen und zum Verständnisse der Heilswahrheiten gelangt sey; ferner wie ich die tröstlichen Wahrheiten des Heils meinen Pfarrkindern vortrage und welche Empfänglichkeit sie dafür an den Tag legen u. s. w. „O der Herr ist gut, ist so gut", rief er immer wieder aus. „Er offenbaret sich uns so gerne und auf so verschiedene Weise. Er führet uns so liebevoll und so weise unserm Ziele entgegen. Er gibt sich Allen zu erkennen, auch Denen, die ihn nicht suchen, wie er an Paulus gethan, obwohl diese Fälle Ausnahmen sind. Aber Allen offenbaret Er seine Liebe, die Ihn von ganzem Herzen suchen. Und, o wie selig ist man, wenn man Ihn kennt: Wie schaut man nicht Alles in einem ganz andern Lichte! Wie arbeitet, betet, leidet man ganz anders!"

„Jetzt war der Mann ganz in seinem Elemente! Er rieth mir noch die Lektüre guter Schriften, den Umgang mit eifrigen Mitbrüdern. O wie so selig und beseligend ist eine solche Gemeinschaft! Wie kann man da einander trösten, rathen, erfreuen, helfen und mittheilen!"

„Nachdem ich mich eine Stunde lang mit dem Herrn Professor allein unterhalten hatte, führte er mich zum Herrn Stadtgerichtsdirektor, Conrad Schmid von Augsburg. Dieser begleitet als guter Freund den Professor auf seiner Vakanzreise. Schmid ist ein gerader, freundlicher, lieber Mann, hat sehr viele theologische Kenntnisse und ist ein erleuchteter Christ voll Demuth und Liebe."

„Nun kam Bayr und kündigte uns an, es seyen einige Mädchen unten im Pfarrhofe, die uns Lieder vorsingen wollten. Der Herr Pfarrer habe sie in den Pfarrhof bestellt. Außer einigen mir unbekannten Liedern wurden hier gesungen: „Hier auf diesem Rasensitze", von Jakobi, „O leide, leide gern", von Feneberg, „Sey mir gesegnet, liebes Thal", von Landrichter Beck, „Befiehl du deine Wege", von Paul Gerhard. Als dieß Lied gesungen war, erzählte Sailer die bekannte Veranlassung desselben."

„Beim Gesang war Sailer sehr heiter und freudig. Nach demselben las er eine recht freundliche Geschichte von einer frommen Person aus Amerika vor. Dieselbe hieß Maria Anna Langenfeld, wurde in Lothringen geboren und schon als Kind sehr hart gehalten.

Nach dem Tode ihrer Eltern kam sie zu ihren Verwandten. Diese mißhandelten sie der Art, daß sie ganz krüppelhaft wurde und zuletzt Jahre lang weder Hände noch Füße bewegen konnte. Ein Knabe las ihr hin und wieder etwas aus dem Evangelium vor. Das war ihre einzige Freude. Allmählig erwachte in ihr der Glaube und das Vertrauen, daß auch ihr noch könne geholfen werden. Eines Tages fing sie mit aller Kraft, die ihr gegeben ward, zu beten an. Während des Gebetes konnte sie zuerst den Kopf bewegen, dann aber auch die Hände und Füße rühren und sofort aufstehen und wandeln. Die wunderbare Heilung, die ihr auf ihr Gebet vom Herrn zu Theil ward, wurde von ihren Verwandten dem Teufel zugeschrieben. Sie wurde noch mehr verfolgt und endlich aus dem Hause fortgejagt. Die leiblich Genesene sollte jetzt auch an der Seele ganz genesen. Durch wunderbare Führung kam sie zu frommen Leuten, die sie im Christenthume unterwiesen und sie zu einem eifrigen Geistlichen brachten. Darauf kam sie nach Amerika, wo sie sich noch mehrere Jahre mit dem Unterrichte und mit der Pflege armer Kinder beschäftigte und endlich selig starb. Sailer las die Geschichte mit solchem Nachdrucke, daß alle Zuhörer innigst gerührt wurden. Dann sprach man noch länger über diese wunderbare Heilung und wie auch heut zu Tage noch oft solche Wunder geschehen, wo Gläubige mit lebendigem Vertrauen zu Gott beten."

„Nach verschiedenen Gesprächen ging man endlich zu Tische. Da war Sailer der angenehmste Gesellschafter. Er erzählte allerlei Anekdoten, unterhielt uns mit angenehmen Geschichten aus seinem frühern Leben, von seinen Reisen, Verfolgungen u. s. w. Als die Rede war von den ehemaligen Inquisitionen und Einer der Anwesenden sagte: „Das hat die alte, trockene Theologie gethan," setzte er dazu: „und die junge, grüne Leidenschaft." Uebrigens war er bei diesen Erzählungen äußerst schonend; er unterschied die Gesinnungen von der Handlungsweise, entschuldigte den blinden Eifer, der überall Ketzerei fürchtete, wo keine war. Als man ihn fragte, ob wohl auch wieder Zeiten der Verfolgung kommen könnten, antwortete er: „Die Gesinnungen haben sich geändert, aber die Leidenschaften schlafen nur. Sie können bald wieder erwachen. Der gegenwärtige Krieg kann große Aenderungen hervorbringen. Vielleicht

will man wieder die alte Ordnung der Dinge herbeiführen, und dann wird man auch wieder die alten, wenn gleich verkehrten Mittel und Werkzeuge zur Hand nehmen. Religion, Katholizismus muß gar Manchen zum Deckmantel dienen, unter dem man weltliche, politische Zwecke zu erreichen strebt. Man kennt das eigentliche kanonische Recht viel zu wenig. Die Weltlichen erlauben sich zu viel im Geistlichen, die Geistlichen machen Uebergriffe ins Weltliche. In gewissen Punkten kommen die geistlichen und weltlichen Politiker mit einander überein, wie Herodes und Pilatus. „Und von diesem Tage an wurden sie Freunde.“ Wir müssen uns auf Alles gefaßt machen und nichts fürchten. Vielleicht kommen die größten Verfolgungen, wie sie vorher gesagt sind, daß sie am Ende der Zeiten kommen werden. „Wer es liest, der verstehe es!“ heißt es im Evangelium. Hier wurden sehr lehrreiche Ermahnungen und Warnungen eingestreut.“

„Sailer erzählte auch Vieles aus der Schweiz, wo er öfters die Ferien zubrachte. Insbesondere lobte er den andächtigen, stillen, ernsten Gang der Leute in die Kirche. Da sehe man ihnen an, daß sie sich zum Gebete sammeln. Insbesondere gewahre man diese Züchtigkeit und Andacht an den Frauen. Dann erzählte er von gelehrten Männern in der Schweiz, die zugleich aufrichtig fromm sind. Eben so von Künstlern, die wahre Christen sind. Wissenschaften und Künste sind vortreffliche Dinge, bemerkte er, und sie sind bestimmt, der Religion zu dienen. Sie können aber auch gar leicht den Menschen zerstreuen und von der Hauptsache abführen. Wer Beides — Frömmigkeit und Wissenschaft, Frömmigkeit und Kunst — in sich vereint, der ist ein großer Mann, der kann ins Weite wirken.“

„Unter diesen und ähnlichen Gesprächen verging die Tischzeit. Während des Ave Maria-Läutens betete Sailer mit sichtbarer Andacht und Erhebung des Herzens. Nach Tische las uns Sailer ein gar nettes Gespräch zwischen einem Kaplan und einem Schullehrer vor. Da bekommen die Schulinspektoren, die Alles reformiren wollen, ihre Lektion. Darin wird sehr schön über den Beweis für das Daseyn Gottes gesprochen — warum man Kinder mit solchen Dingen plage und verwirre. Wenn der Fisch aus seinem Element, aus dem Wasser kommt, zappelt er: so fängt der Mensch,

wenn er das Leben aus Gott verloren hat, zu zappeln, d. h. das Daseyn Gottes zu beweisen an. Der Verfasser dieses Gespräches ist ein junger Schweizer, der in Landshut Theologie studirt, Namens Sigrist.

Bis spät in die Nacht unterhielt uns Sailer mit Vorlesen und Erzählen. Obschon ich von der Reise müde war, kam mir doch kein Gedanke ans Schlafen. Ich hätte die ganze Nacht zuhören können. Sailer beherrschte uns Alle geistig und fesselte unsere Sinne. Endlich machte er Feierabend. Wir wünschten einander gute Nacht und gingen vergnügt auseinander.

Am folgenden Tage nach der hl. Messe war der Lehrer wieder in Mitte seiner Schüler. Er redete vom Gebete, dann von der Theologie, wie sie ehemals gelehrt wurde, und wie man sie jetzt lehre, und wie sie gelehrt und gelernt werden sollte. Auch las er uns etwas vor über die drei Worte: Oratio, meditatio et tentatio, dann einen Brief an eine fromme Frau in Wien.

Nun wurde ein Spaziergang vorgeschlagen. Zuerst besuchten wir mit Sailer eine bedrängte Wittwe, die des Trostes recht sehr bedürftig war. Dann gingen wir weiter und kamen in ein Haus, wo man es beim Sailer hieß. „Nun bin ich zu Hause," sagte Sailer; „denn ich bin in Sailers Haus, ich bin bei guten, christlichen Leuten, und da bin ich immer zu Hause." Sailer war da wirklich wie daheim. Er redete so zutraulich, so herzlich, so liebevoll, daß ihn Alle mit Freuden anhörten. Da war er wie ein Vater unter seinen Kindern. Als man ihm sagte, daß die ältere Tochter des Hauses immer kränklich sey, so gab er den Gesunden und der Kranken heilsame Lehren und erzählte bei dieser Gelegenheit folgendes Gesicht: „In der Schweiz hatte eine arme Wittwe drei Töchter. Die älteste davon war immer krank. Den jüngern Schwestern fiel es manchmal hart, das Hauswesen fortzubringen und die kranke Schwester zu ernähren. Diese ihre Unzufriedenheit gaben sie der Kranken öfters zu erkennen. Die Kranke betrübte sich sehr darüber, konnte aber ihre Noth Niemanden klagen. Sie nahm ihre Zuflucht zu Gott und flehte in gläubigem Gebete Ihn um Hülfe an. Wer einmal gläubig beten kann, dem ist Gott mit seiner Hülfe nahe. Eines Tages betete sie mit besonderer Inbrunst. Drei Stunden lang harrte sie im Gebete aus, dann überfiel sie der

Schlaf. Im Schlafe träumte ihr, sie finde in der Erde ein Stück Geld. Sie suchte länger und fand mehrere Stücke. Nach längerm Suchen und Sammeln brachte sie ein ganzes Säckchen voll St. Gallen-Thaler zusammen. Sie zählte 200 Stück. Darüber war sie ganz getrost, allein als sie erwachte, war das Geld mit dem Traum dahin. Die Kranke ließ jedoch im Gebete nicht nach. Nach einiger Zeit kam eine Frau aus der Nachbarschaft, brachte ein Säckchen und sprach: „Sieh, das gehört dir.“ Die Kranke verwunderte sich und fragte, was das wäre. Die Frau antwortete: „Nimm du es, ich will nichts mehr davon wissen. Es gehört dir, mache damit, was du willst. Ich hatte schon längere Zeit Unruhe bei dem Gelde. Es war mir immer, als hörte ich mir zurufen: „Gib's weg! gib's weg!“ Ich nahm das Geld aus meinem Kasten, wo es mir öfters unter die Augen kam, und verbarg es an einem andern Orte. Allein immer war's mir, als riefe man mir zu: „Gib's weg!“ Nun faßte ich den Entschluß, um der Unruhe los zu werden, das Geld zu verschenken. Jetzt fiel mir ein, daß du es brauchen könntest, und daß dir damit in deiner Krankheit gedient wäre. Behalte es jetzt, ich will nichts mehr davon wissen.“ Die Kranke öffnete das Säckchen, und sieh, es waren 200 Stück St. Gallen-Thaler darin. Sie erinnerte sich an den Traum, lobte Gott und dankte ihm für diese Hülfe in der Noth. Als die Mutter und die Schwestern kamen, übergab sie ihnen das Geld und sagte: „Jetzt ist uns geholfen. Gott hat mein Gebet erhört.“ Sie erzählte ihnen, wie die Frau auf höhern Antrieb ihr das Geld gebracht und was sie gesagt habe. Alle wunderten sich und dankten Gott für diese wunderbare Hülfe, und das ganze Haus wurde gläubig.“ Sailer und Bayr gaben den Leuten noch verschiedene heilsame Lehren und Ermahnungen, und wir gingen wieder vergnügt in den Pfarrhof zurück.

Im Pfarrhofe angekommen, trafen wir auch den Pfarrer Astner von Sonthofen. Dieser, ein früherer Schüler Sailers, war auch gekommen, seinen ehemaligen Lehrer wieder zu sehen. Sailer empfing ihn auf das freundlichste. Wir gingen ins Zimmer, und nun begannen wieder die lehrreichsten und erbaulichsten Gespräche. Unter Andern redete Sailer über die Kirchengeschichte. Ihre Aufgabe sey, den ursprünglichen Geist des Christenthums darzustellen,

und zu zeigen, wie er sich in allen folgenden Zeiten erhalten und gestaltet habe, welche Hindernisse ihm entgegengetreten, welche Männer von ihm belebt zur Ausbreitung desselben am meisten gethan. Die Lebensgeschichten der heiligen Lehrer und Bischöfe der Kirche bilden den wichtigsten Theil der Kirchengeschichte. Aus ihnen lerne man das Leben und die Kämpfe der Kirche kennen. Darauf las Sailer mehreres sehr Interessante vor, zuerst einige Skizzen zu Aufsätzen, die er noch ausarbeiten wird. Von dem Worte der Apostel: „Wir aber wollen dem Gebete und dem Dienste des Wortes beständig obliegen" (Apostelg. 6, 4.), nahm er Veranlassung, eine Idee von der dreifachen Richtung der Orden in der Kirche, die man jetzt allesammt über den Haufen geworfen, zu entwickeln. „Einige Leute," sagte er, „eignen sich für das contemplative Leben. Für sie muß man einen Orden haben. Aus diesem Bedürfniß entstand ursprünglich der Benediktiner-Orden. Andere Menschen taugen nicht zu einem beschaulichen Leben; sie möchten aber in unausgesetzter Thätigkeit unter beständiger Zucht Gott dienen. Für diese ist ein zweiter Orden, der Orden der Trinitarier zur Befreiung der Gefangenen, der Orden der barmherzigen Brüder und Schwestern zur Pflege der Kranken. Dann gibt es Leute, die das thätige und das beschauliche Leben miteinander vereinigen, die ebenso die Seelsorge für Andere, die Erziehung der Jugend u. s. w. wie die Heiligung des eigenen Lebens und das Fortschreiten auf dem Wege der Vollkommenheit sich zur Aufgabe setzen. Für solche war der Jesuitenorden eingeführt. Bei dieser Gelegenheit erzählte er uns auch, was er einst dem Professor Salat, der alle Gerüchte und Pamphlete und Lästerungen gegen die Jesuiten gehört und gelesen hatte und als volle Wahrheit glaubte, auf dessen Frage: was er (Sailer) vom Jesuitismus halte? geantwortet habe. Nämlich a) Bei der Stiftung und Errichtung dieses Ordens findet sich viel Göttliches, z. B. die wunderbare Bekehrungsgeschichte des Ignatius, des Xaverius, die ausgezeichnete Wirksamkeit des Letzteren auf seinen Missionen, die Gott durch außerordentliche Wunder verherrlichte. b) In der weitern Verbreitung des Ordens findet sich viel Menschliches, z. B. das Eindringen der Jesuiten an den Höfen der Fürsten und Könige, ihre große Sucht nach Bereicherung. Dann waren sie immer für den Papst, so lange der Papst für sie war; war aber dieser wider sie, so waren sie auch wider

ihn. c) Bei Aufhebung des Ordens findet sich viel Teuflisches, die ungerechtesten Anklagen und calumniösesten Anschuldigungen, für die man noch jetzt alle Beweise schuldig ist, ein Proceß gegen sie ohne alles Verhör. Die Jesuiten wurden auf eine unmenschliche Weise aus ihren Klöstern vertrieben, ihrer Güter beraubt, wie Geächtete des Landes verwiesen. Die Großen waren begierig nach ihren Schätzen und raubten sie mit Lust aber ohne Segen. Die angeschuldigte und unterdrückte Parthei durfte sich gar nicht verantworten. Der Papst machte Gebrauch von der unumschränkten Gewalt, die ihm die Jesuiten stets zuerkannt hatten, und es ist dieß das erste Mal, daß das Oberhaupt der Kirche in einer so wichtigen Sache ganz allein entschieden hat. Das war der Anfang eines großen Unheils, das über die Länder und Völker gekommen ist. Welche bittere und verderbenvolle Folgen trug die Vertreibung der Jesuiten in Portugal, in Frankreich, in Spanien? —

Darauf las Sailer eine Anleitung, wie man es bei Lesung des neuen Testamentes halten solle. Zuerst lese man das Evangelium des hl. Lukas. Hier lernt man Christum vorzüglich als den Menschensohn kennen. Dann lese man das Evangelium des heil. Johannes und lerne die Gottheit des Erlösers kennen. Nach diesem lese man den 1. Brief des heil. Johannes. Hier offenbart sich die heilige Liebe, das wahre, innere Leben des Christen. Dann gehe man an die Lesung des Briefes vom heil. Jakobus und lerne die Früchte des christlichen Lebens kennen. Nun folgen die leichtern Briefe des heil. Paulus, der an die Epheser, an die Philipper, an die Thessaloniker und die Briefe des heil. Petrus. Jetzt kehrt man wieder zu den Evangelien zurück und liest die Berichte des heil. Matthäus und Markus. Daran reihet sich die Apostelgeschichte. Aus ihr lernt man, wie das Samenkorn des göttlichen Reiches, nachdem es in die Erde gelegt war, aufging, sich ausbreitete und die ersten und schönsten Früchte trug. Nun erst geht man an die Lesung der schwerern Briefe und der Offenbarung des heil. Johannes. Da wird man schon Vieles verstehen, was vorher unverständlich war. Was man nicht versteht, das lasse man, zumal in der Apokalypsis, liegen und vermesse sich nicht, darüber zu grübeln und zu disputiren. Wenn das Volk das neue Testament mit Nutzen lesen wolle, so müsse es einen Seelsorger haben, bei dem es sich

Raths erholen könne. Demüthige Leute werden durch die innere Salbung belehrt und gelangen oft ohne andere Belehrung zur Erkenntniß der höchsten Wahrheiten und der tiefsten Geheimnisse.

Endlich las Sailer noch einige Stellen aus den heil. Vätern vor, die er übersetzt hatte, z. B. vom heil. Augustin über die Heiligenverehrung, vom hl. Bonaventura über die göttliche Weisheit u. A. Er wird eine Sammlung solcher Kraftstellen herausgeben.

Nun war es Zeit zum Mittagessen. Jetzt wurden wieder Anekdoten erzählt, und Alles war voll Heiterkeit und Frohsinn. Die Seele des Ganzen war Sailer. Mit dem Gastwirthe, Pfarrer Lutzenberger, war er darum nicht zufrieden, weil er die Gesellschaft zu kostbar bewirthete. Nach Tische gingen wir in den Garten und unterhielten uns recht freundschaftlich in vertraulichen Gesprächen bis gegen 3 Uhr. Nun war für mich die Zeit der Abreise gekommen. Ich konnte mich fast nicht losmachen von dem hochverehrten Lehrer und von den lieben Freunden.

Tags zuvor hatte ich mir vor dem Schlafengehen noch Alles notirt, was an diesem Nachmittag und Abend war besprochen worden. Nachdem ich von Sailer und allen Anwesenden herzlichen Abschied genommen und mich in meinen Wagen gesetzt hatte, recapitulirte ich Alles, was ich an diesem Tage gehört hatte. Mein Schwager Simon wollte öfters anfangen zu reden; allein ich konnte ihm nicht Antwort geben. Endlich als er sah, daß auch ich wieder Lust zum Reden bekomme, fing er an: „Den Herrn Professor hab ich gleich gekannt, obgleich mirs Niemand gesagt hat. (Simon war nicht im Pfarrhofe, sah den Professor und die andern Geistlichen, die ihm alle fremd waren, nur in der Kirche). Was doch das für ein Herr ist. Mit solcher Andacht hab ich noch keinen Geistlichen Messe lesen sehen. Das müßte einem zu Herzen gehen, wenn man auch sonst keine Andacht hätte. Hab mir immer denken müssen, zehn von Euch geben keinen solchen Mann ab. Nur der Weltliche, der ihm ministrirt hat (Conrad Schmid), der muß auch so was seyn, wie er, oder gar noch mehr. Ich konnte kein Aug wegthun von diesen zwei Herrn. Kann nicht sagen, ist mir der Messelesende oder der Ministrirende größer vorgekommen. Das sind ja Männer wie die Apostel." Ich konnte dem Manne nicht widersprechen. Auffallend war mir nur, wie dieser einfache Bauersmann die

Ueberlegenheit Sailers über uns gerade so fühlte und erkannte, wie ich selber. Glückseliger Tag, der mich diese Größe unserer Zeit kennen lehrte! Glückselige Stunden, in denen ich diesen Mann Gottes reden hörte!" —

Was hier aus dem Tagebuche des Seligen mitgetheilt wurde, das konnte man noch in den letzten Lebensjahren Wankmiller's von ihm selber öfters vernehmen. Ueber dreißig Jahre nach diesem so freudigen Begegnisse, nachdem der hochverehrte Bischof Sailer schon lange das Zeitliche gesegnet hatte, sprach Wankmiller noch mit derselben Begeisterung von diesem Erlebnisse, mit welcher er es aufgeschrieben hatte. „Mir war nach diesem Besuche, als käme ich von einer Hochschule her, als wäre ich erst jetzt in die Theologie eingeführt worden. Erst jetzt war ich im Stande, ernstere theologische Werke der ältern Zeit zu lesen. Es war mir, als hätte mir Sailer den Schlüssel dazu gegeben. Freilich hätte ich oft, wenn mir etwas Schwieriges vorkam, sehnlich gewünscht, bei Sailer zu seyn, um ihn fragen zu können. Oft war mir aber auch, als hätte ich gerade über die vorliegende Schwierigkeit in der Unterredung mit Sailer einen Aufschluß erhalten, der mir nicht mehr recht in der Erinnerung geblieben." So äußerte er sich öfters, wenn er später über Sailer und sein Bekanntwerden mit ihm zu sprechen kam; und das Zeugniß dieses redlichen und ehrwürdigen Dieners Gottes dürfte manche abgünstige Urtheile über den Bischof Sailer abzuschwächen im Stande seyn.

XII.

Krankheit und Heilung.

Aus der Unterredung mit Sailer erfahren wir, daß der Pfarrer von Hindelang i. J. 1813 schon mehrere Jahre lang kränkelte und eben einer Cur in Landshut sich unterziehen sollte. Schon in den ersten Jahren seiner Pastoration fing er zu kränkeln an. Die Aerzte konnten nicht klug werden, was ihm fehle. Bald sollte es Abzehrung überhaupt, bald Lungenschwindsucht, dann wieder ein organischer

Herzfehler seyn, woran der Pfarrer litt. Das Sonderbarste war, daß der auszehrende, lungensüchtige, herzleidende Mann, wie schwach und matt er sich auch fühlen mochte, dennoch alle Sonntage entweder predigen oder christenlehren oder sogar Beides thun konnte, ohne daß man ihm außer seiner Magerkeit und blassen Gesichtsfarbe etwas von einer Krankheit anmerken konnte. Im Gegentheile fühlte er sich nach jeder Predigt nur noch kräftiger als vorher. Ein befreundeter Arzt, dem er diese Mittheilung machte, meinte im Scherze, da wäre es am besten, er würde ihm alle Tage eine Predigt zu halten vorschreiben. Indessen wurde der Mann immer magerer, seine Gesichtsfarbe immer blasser, sein Appetit ganz unregelmäßig, oft bis zum Heißhunger gesteigert, dann wieder Tage lang ganz mangelnd. Der Schlaf war ganz unruhig, gar oft durch schwere Träume gestört, und einige Male zeigten sich Ohnmachten.

Einer der Aerzte, vor dem der Pfarrer nebst all diesem auch über seine zeitweilige Muthlosigkeit und unbegreifliche Traurigkeit geklagt hatte, glaubte die verborgene Krankheit gefunden zu haben, und erklärte das Ganze als Melancholie und Hypochondrie. Da helfe nichts Anderes, als Reisen und Zerstreuung. Nun konnte aber der Pfarrer nicht reisen, weil er Niemanden hatte, der seine Arbeit in der Seelsorge übernahm. Der Kaplan hatte ohnedem schon Arbeit genug.

Damals war noch Herr Michael Zeller Kaplan in Hindelang. Dieser muntere, witzige und ganz gutmeinende Mann hatte den lieben Pfarrer schon unzählige Male aufgeheitert und ihm seine Krankheit auszureden gesucht. Als ihm der Pfarrer sagte, wie der Arzt seine Krankheit benannt habe, lachte Zeller über solche Einfälle. „Wie sollten doch Melancholie und du zusammen kommen? Die melancholischen Leute haben doch ein ganz anderes Aussehen und Benehmen. Laß dir doch keinen Bären aufbinden. Wenn du solche Thorheiten glaubst, dann kannst du am Ende noch melancholisch werden.“ So suchte ihm der Kaplan die Melancholie auszureden.

Indessen kam es doch so weit, daß der Kranke ins Bett gesprochen wurde. Hier ward es noch ärger und die Ohnmachten wurden noch häufiger. Einmal in der Nacht glaubte der Kranke wirklich, jetzt komme das Ende. Er hatte sich am Abende ganz gut befunden und den Kaplan nebst der Base ins Bett beschieden,

weil er diese Nacht recht gut zu schlafen hoffte. Auf einmal verfiel er in einen Zustand, „den man gar nicht beschreiben könne.“ Das Bewußtseyn blieb, aber in ganz eigenthümlicher Weise. Der Leib lag ganz bewegungslos im Bette. Es wäre ihm unmöglich gewesen, den Glockenzug, der bis an die Hand herabreichte, auch nur anzufassen. „Morgen wird man mich todt im Bette finden,“ das sey der einzige Gedanke gewesen, den er in Hinsicht auf sein zeitliches Daseyn noch zu denken vermochte. Dabei sey ihm aber so leicht und so wohl und alles Erkennen und Denken sey ihm so erquicklich gewesen, daß er diesen Zustand nur als einen bleibenden wünschen konnte. Endlich sey das Bewußtseyn vergangen, und was dann geschehen, könne er nicht sagen; denn als er wieder zu sich gekommen, sey schon heller Mittag gewesen, und der Herr Kaplan und die Base nebst dem Arzte seyen um ihn gestanden.

Dieses Erlebniß oder vielmehr dieses Scheinsterben hat der Schreiber dieß den Seligen zweimal erzählen hören. Einmal als wir über den Zustand der Seele im Sterben und nach dem Tode uns besprachen, fiel er plötzlich ein: „Ja, da kann ich auch aus Erfahrung sprechen, ich bin auch schon einmal gestorben.“ Dann erzählte er, wie ihm dabei gewesen, und wie es hier so treu als möglich wiedergegeben wurde.

Bald nach diesem Sterben und Wiedererwachen kam der Leibarzt des Churfürsten nach Hindelang. Der Pfarrer hatte sich schon wieder ein wenig erholt und war außer dem Bette, als der Leibarzt ihm einen Besuch abstatten wollte. Sobald er den Leibarzt erblickte, war ihm, als komme jetzt der Mann, der ihn gesund machen werde. Der Arzt war aber nur auf der Reise und war ganz verwundert, als der Pfarrer ihm entgegenrief: „Sie kommen, wie gerufen. Sie müssen mich gesund machen.“ „Leben und Gesundheit steht in Gottes Hand; wir sind nur unsers Herrgotts Flicker,“ entgegnete darauf der Leibarzt; „wenn Sie jedoch Vertrauen zu mir haben, so biete ich Ihnen meine Dienste an.“

Sogleich begann der Leibarzt das vorläufige Examen. Der Kranke mußte aufathmen und husten, sich biegen und bücken; es wurde ihm auf die Brust geklopft, und dann wurden die bisherigen Rezepte geprüft. In die Augen habe er ihm geschaut, als müßte er ihm auf den Grund der Seele sehen. Dann habe er auf einmal

+ Cl. [illegible] 1812 gestorben.

ausgerufen: „Jetzt haben wirs. Sie leiden an Würmern, und höchst wahrscheinlich am Bandwurm. Von diesem müssen Sie befreit werden.“ Er forschte noch weiter, und Alles, was der Patient sagte, bestätigte seine Ansicht, so daß er ganz zuversichtlich zu Werke gehen konnte.

Die Schwäche des Kranken war zu groß, als daß man eine Forcirung hätte wagen dürfen. Der schlimme Gast mußte allmählig entkräftet und getödtet werden. Zu diesem Zwecke mußte der Patient jede Nahrung ganz bitter gesalzen zu sich nehmen. Um dieses aushalten zu können, bedurfte der Kranke stärkender Weine. Diese bot der Churfürst mit väterlicher Huld aus seinem Keller. Der heitere Kaplan hatte Arbeit genug in der Seelsorge, und nicht weniger zu Hause, um den Kranken vor Unmuth zu verwahren und ihn immer wieder aufzuheitern. Zu diesem Zwecke machte er die abenteuerlichsten Beschreibungen von der Länge, von der Grausamkeit und Schlauheit des bösen Gastes. Der treuen Haushälterin wollte er bange machen, der schlaue Kamerad könnte leicht, wenn er von ihm ausziehen müsse, bei ihr einziehen. Diese aber erklärte ruhig: „Ich will ihn gern haben und will gern sterben, wenn nur der Herr Vetter wieder gesund wird.“ Endlich am Josephi Tag, am Namensfeste des leidenden Pfarrers, erklärte der Arzt, jetzt sey das Uebel ganz entfernt. Das war denn ein herrliches Siegesfest für den Arzt und noch mehr für den Kranken.

Jetzt wurde ein neuer Küchenzettel vom Arzte gefertigt, und die Weinsendungen aus dem churfürstlichen Keller dauerten fort, bis der Rekonvaleszent wieder zu Kräften kam. Die Gesundheit wurde nie mehr eine vollkommene; allein der eifrige Pfarrer dankte Gott für das ihm geschenkte theilweise Wohlseyn, das doch in so weit hinreichte, als nothwendig war, um die sehr ausgebreitete Seelsorge ausüben zu können. Die mannigfaltigen Leiden, die ihm sein geschwächter Körper verursachte, ertrug er mit bewunderungswürdiger Geduld. Nicht leicht ließ er vor einem Besuchenden etwas von seiner Kränklichkeit merken. Immer war er voll Freundlichkeit und Liebe, und immer war er bereit, Andere zu trösten und ihnen zu helfen.

XIII.

Unermüdete seelsorgliche Thätigkeit.

Bis gegen das Jahr 1820 hielt der Pfarrer einen Hülfspriester und zwar viele Jahre auf eigene Kosten. Als das Einkommen der Pfarrei schmäler und die Zeiten immer theurer wurden, entschloß sich die Gemeinde aus freien Stücken, dem Pfarrer zur Verköstigung des Herrn Kaplan einen Beitrag zu leisten. Wie nun die Gesundheit des Pfarrers sich einigermaßen befestigte und der Priestermangel immer größer wurde, verzichtete Wankmiller auf diese Aushülfe und auf den für sie geleisteten Beitrag. Der neue Frühmeßbenefiziat wurde zur allseitigen Aushülfe in der Seelsorge verpflichtet, und die größte Last blieb nun auf dem Pfarrer. Er predigte zwar abwechselnd mit dem Herrn Frühmesser, hielt aber alle Christenlehren selber. Selbst in den späteren Jahren, wo es ihn viel Mühe und Anstrengung kostete und wo der Frühmesser öfters sich anerbot, ließ er sich diese Last nicht abnehmen. „Ich bin Pfarrer und Seelsorger," sagte er öfters, „ich habe die Verantwortung auf mir. Schon viele Jahre hab ich diese Vorträge gehalten und ich will sie halten, so lange ich es kann. Es dauert ohnehin bei mir nicht mehr lange. Meine gebrechliche Hütte läßt mich ein baldiges Ende erwarten." Diese Christenlehren waren aber auch ausgezeichnet Besonders rührend waren immer die herzlichen Ermahnungen an seine Pfarrkinder beim Schlusse der Christenlehren.

Im Jahre 1836 wurde ein neuer Diözesankatechismus eingeführt. Darüber ward viel Lärm gemacht. Auch Wankmiller erkannte die Schwierigkeit, welche die Angewöhnung an ein neues Religionsbuch macht. Allein er überwand sie weit leichter, als mancher jüngere, weil er Liebe zur Sache hatte. „Am 12. Jänner 1837. Warum sind denn so viele Geistliche unzufrieden mit dem neuen Katechismus? Sie sagen: die Kinder verstehen ihn nicht. Das heißt wohl nichts anderes, als: Die Herren können nicht mehr die alten, gewohnten Fragen stellen, und die Kinder können die

auswendig gelernten Antworten nicht mehr gedankenlos auffagen. Ich bereite mich auf jede Schulkatechese vor, erkläre, was unumgänglich nothwendig ist, immer zuerst die Frage, zergliedere die Antwort, stelle über sie mehrere einzelne Fragen und lasse die Kinder aus der allgemeinen Antwort mehrere einzelne Antworten aufsuchen. Auf solche Weise lernen die Kinder den Katechismus verstehen, und die Hauptsache lernen sie auswendig." „Den 18. Jänner. Der neue Katechismus macht mir Arbeit. Ich muß mich zu jeder Katechese ernstlich vorbereiten. Doch merke ich, daß die Kinder fleißig lernen, und daß sie bei der Erklärung aufmerken. Aber Erklärung ist nothwendig. Und eben so nothwendig ist es, daß man für die meisten Antworten des Katechismus mehrere Fragen stellt; denn die Antworten enthalten gewöhnlich mehr, als in der Frage liegt. Wie man es doch so verschieden treibt. Pf. J. schreibt mir, er habe binnen Jahresfrist die Feiertagschüler die ersten vier Hauptstücke auswendig lernen lassen, weil sie gar wohl Zeit hatten, und er habe bei dieser Gelegenheit auch den ganzen Katechismus auswendig gelernt. Jetzt thue er ganz leicht mit der Erklärung. Das glaub ich ihm gerne, und daß **er** gelernt hat, ist ganz löblich; allein die Kinder brauchen nicht Alles auswendig zu lernen. Dagegen sehen andere Herren den Katechismus nur an, wenn sie in der Schule oder in der Kirche katechesiren sollen, und schmähen fortwährend, daß man ihnen nicht einen Katechismus gibt, der selber katechesirt. Der König hat nun dem Domkapitular Schmid den Civilverdienstorden gegeben; er ist nun ein Herr vom Adel. Das ist einiger Ersatz für den Undank, der ihm für seinen Katechismus zu Theil wird." Den 17. Febr. „Ich habe wieder über eine Stunde Christenlehre gehalten und gefunden, daß die katechetische Methode weit besser taugt, als das Vieldoziren und Vorpredigen. Eben habe ich den Unterricht über das heil. Altarssacrament vollendet. Es hat mich recht ermüdet. Was mich immer wieder aufs Neue ermuthiget, ist der fleißige Besuch der Christenlehre. Obschon Weg und Wetter ganz schlecht sind, kamen doch die Kinder und die Erwachsenen selbst von den entferntesten Ortschaften zur Christenlehre." Den 23. März, in coena Domini. „Heute war Kinderkommunion. Ich habe dabei eine Anrede über 2. Kor. 6., 1 — 2. gehalten. Ich ermahnte die Kinder, die Gnade Gottes, die sie im

Sakramente der Buße erhalten haben, treu zu bewahren, und Jesum Christum, den sie in der Kommunion empfangen, nie mehr zu betrüben. Die Aufmerksamkeit, die Rührung und die Andacht war bei vielen Kindern sichtbar. Es sind 115 Kinder zur hl. Kommunion gegangen. Nachmittag hielt ich mit ihnen die Kreuzwegandacht." Den 18. April. „Ich hielt Christenlehre und zeigte, was die hl. Schrift sey, daß sie Gottes Wort enthalte, und welchen Gebrauch wir von der Schrift machen sollten. Früher empfahl ich das Lesen der heil. Schrift sehr; jetzt setze ich gewisse Bedingungen, gedenke mancher Gefahren, die damit verbunden seyn können und ermahne vor Allem zum Hören und Bewahren des göttlichen Wortes. Zugleich erinnerte ich, daß in jedem Hause ein Evangelienbuch sey, und wie man es gebrauchen soll."

Unermüdet war der eifrige Seelsorger im Beichtstuhle. Der Empfang der heil. Sakramente war von alten Zeiten her in Hindelang ein sehr häufiger. Von den entferntesten Filialen kamen die Leute schon vor Betläuten zur Pfarrkirche. Alle wollten dem Pfarrer beichten. Um 5 Uhr ging der Pfarrer, oft ganz krank und elend, in den Beichtstuhl. Die Vordersten an den langen Reihen der Beichtenden, die schon um den Beichtstuhl standen, waren schon eine und anderthalb Stunden weit hergegangen. Selbst an gewöhnlichen Sonntagen mußte der Pfarrer oft 3 — 4 Stunden lang Beichten anhören. An Monatsonntagen dauerte es oft 5 — 6 Stunden. Zudem wurde auch schon an den Vorabenden Beicht gehört.

Es halfen zwar auch die Hülfsgeistlichen ihm in diesem Geschäfte der Seelsorge gerne aus; allein keiner von ihnen, so eifrig und gelehrt sie auch waren, konnte sich das Vertrauen erwerben, das der Pfarrer besaß. Der Hauptgrund war wohl, weil er, die Liebe und Freundlichkeit selber, allgemein als eifriger, frommer und gelehrter Mann bekannt war. Der zweite Grund aber war dieser, weil es so viele, zumal frömmere Leute so schwer ankommt, den Beichtvater zu wechseln, was bei den Hülfspriestern, die gewöhnlich doch nur 3 — 6 Jahre im Orte blieben, immer wieder geschehen mußte. Das anerkannten die Hülfsgeistlichen auch immer, und darum ist es wohl nie einem eingefallen, den unermüdet thätigen Pfarrer um seine größere Last zu beneiden.

Wankmiller hatte immer eine größere Anzahl Beichtkinder, die alle Sonntage zur heil. Kommunion gehen durften. An den Monatsonntagen aber kam immer der größere Theil der Hausväter und Hausmütter zum Empfang der heil. Sakramente. An solchen Tagen finden wir vorzüglich aus den letzten 15 Jahren in seinen Tagebüchern gar oft die Bemerkung: „Heute bin ich recht ermüdet. Fünf bis sieben Stunden im Beichtstuhle, dann die Predigt, Nachmittags die Christenlehre. Meine Kreuzschmerzen peinigen mich sehr. Ich meinte, ich könne nicht mehr aufrecht stehen.“ Allein deßungeachtet ging er jeden Sonntag zur Zeit des Gebetläutens wieder in den Beichtstuhl und hörte Beichten, bis alle absolvirt waren.

Eine solche ausdauernde Treue wäre unmöglich, wenn dem Pfarrer mit der väterlichen Gewalt, die ihm über seine Pfarrkinder gegeben ist, nicht zugleich auch eine besondere Gnade, ein besonderes Maaß von Liebe mitgetheilt wäre, kraft welcher er die ihm übertragene Last als eine süße Bürde trägt. Der Vater will die Anliegen seiner Kinder wissen, um ihnen helfen zu können; und jeder Rath und jeder Trost, den er ihnen gewährt, ist zugleich Erquickung für ihn selber. Da gewinnt er immer mehr die Versicherung, daß er einst getrost, im Vertrauen auf die Erbarmung des Herrn, vor dem ewigen Richter sagen kann: „Hier bin ich und diejenigen, die du mir übergeben hast. Keines ist durch meine Schuld verloren gegangen.“

Das große Vertrauen, welches die leiblich gesunden Pfarrkinder zu ihrem Pfarrer hatten, läßt uns auf die Sehnsucht und auf das Verlangen schließen, womit die Kranken und Sterbenden seiner harreten. In der großen Pfarrgemeinde gab es immer Kranke, oft eine größere Anzahl derselben. Wie der eifrige Pfarrer Vormittags regelmäßig eine Stunde und darüber in der Schule zubrachte, so waren regelmäßig ein Paar Stunden, oft drei und vier Stunden des Nachmittags dem Krankenbesuche gewidmet. Seine Hauptsorge nahmen die armen Kranken in Anspruch. Ihnen ließ er in seiner Küche Speise bereiten und zusenden. Ihnen gab er nebst geistigem Troste auch Geld zur Bestreitung der Kurkosten.

Bei diesen Krankenbesuchen lernte er auch den häuslichen Zustand seiner Pfarrkinder kennen. Hier gab es Vieles zu rügen, Vieles zu rathen und zu bessern Die Gesunden zogen aus solchen

Krankenbesuchen gar oft nicht weniger Gewinn als die Kranken. Oft besuchte er fünf bis zehn Kranke an einem Nachmittage. Oft bemerkt er in seinem Tagebuche: „Heute bin ich wieder da und da gewesen. Da ist großes Elend, und ich weiß nicht zur Hälfte zu helfen. Mein Gott, hülf du!" Oder auch: „Heute hab' ich den N. recht getrost gefunden. Alles Zeitliche ist in Ordnung. Die Leute sind auf sein baldiges Hinscheiden gefaßt. Er selbst macht kein Hehl daraus, daß er bald sterben werde. Mit solchen Kranken ist gut umgehen." Die Tagebücher aus den früheren Jahren enthalten mehrere ausführliche, sehr lehrreiche und tröstliche Krankengeschichten, die wir leider hier nicht mittheilen können.

Immer war der eifrige Seelsorger bereit, den Kranken und Sterbenden beizustehen. Keine Stunde in der Nacht kam man ungelegen. Oft war er selber mehr als halbkrank; allein dadurch ließ er sich eben so wenig abhalten von diesem Werke der Barmherzigkeit, als durch Sturm und Schneegestöber. Die Pfarrkinder hatten wohl Rücksicht auf die geschwächte Gesundheit des Pfarrers, und da hieß es denn manchmal: „Wenn der Herr selber nicht kommen könne, so sey der Kaplan auch recht." Allein der Pfarrer ließ sich selten abhalten, selbst zu gehen, wie sehr auch der Kaplan seine Dienste anbieten mochte.

Die bekannte Freigebigkeit des Pfarrers gegen Kranke wurde mitunter mißbraucht; allein das ermüdete ihn nie im Geben. Einst, da er eben sehr leidend war, gab er dem Hülfspriester eine Gabe, die dieser einer Kranken bringen sollte. Nach seiner Zurückkunft fragte ihn der Pfarrer, wie es mit der Kranken stehe. Es geht im Allgemeinen besser, antwortete der Kaplan. Dann fragte der Pfarrer: „Ist 's Geld recht gewesen?" d. h. Ist die Kranke damit zufrieden gewesen? „Nicht ganz," entgegnete der Kaplan, und nun erzählte er, wie die Kranke das Geld angesehen und vielleicht in der Meinung, der Kaplan habe etwas von der Gabe unterschlagen, gesagt habe: „Ich hätte gemeint, der Pfarrer schickte mir mehr." Nun stellte sichs aber heraus, daß die Kranke weder so arm, noch so krank war, als sie vorgegeben hatte. Dieses ist durchaus nicht das einzige Beispiel der mißbrauchten Freigebigkeit des guten Pfarrers. Dagegen gab es ungleich mehr Beispiele von ausgezeichneter Dankbarkeit, und gar oft erfuhr der liebevolle

Pfarrer, wie gerade die zeitliche Gabe ihm den Weg zum Herzen der Kranken öffnete und diese für die Gaben des Heils empfänglich machte.

Ein ganz besonderes Vertrauen hatten schwermüthige und gemüthskranke Leute zum liebevollen Seelsorger. Diese machten ihm auch am meisten zu schaffen. Waren sie nicht zugleich leiblich krank, so kamen sie zu ihm in den Pfarrhof, wohl 5—6mal in der Woche, und blieben Stunden lang bei ihm und erzählten, wie es dieser Leute Gewohnheit ist, immer das Nämliche. Und der Pfarrer öffnete ihnen jedesmal wieder die Thüre und hörte sie mit unbeschreiblicher Geduld an. Diese Leute kamen gewöhnlich erst, wenn es dunkel wurde, und ließen sich nicht weiter bringen bis gegen Mitternacht. Von einem über eine Stunde entfernt wohnenden, schwermüthigen Manne erzählte er oft, wie derselbe, mit Versuchungen zur Selbsttödtung gepeiniget, zu ihm gekommen und stundenlang ihm vorgejammert habe. Da habe er denn Mühe gehabt, ihn wieder nach Hause zu schaffen. Kein Mensch durfte wissen, daß er in den Pfarrhof gegangen sey. Niemand durfte ihn auf dem Rückwege begleiten. Gar oft sey beim Erwachen sein erster Gedanke gewesen: Nun wird man wohl die Nachricht bringen, der arme N. sey in der Ostrach ertrunken oder irgendwo in Sturm und Kälte zu Grunde gegangen. Und doch geschah dem Manne nichts. Er erreichte ein hohes Alter, blieb immer schwermüthig und starb eines ruhigen Todes. Seine vielen Kinder wurden in christlicher Zucht auferzogen, und keines hatte etwas von den Leiden des Vaters geerbt.

Ein anderer, mehr bejahrter Mann, der auch entsetzlich an Schwermuth litt, fing an zu kränkeln und konnte nicht mehr zum Pfarrer kommen. Er glaubte, nicht so krank zu seyn, daß er den Pfarrer rufen dürfte. Früher hatte er immer dem Pfarrer gebeichtet, und er konnte, wie er öfters behauptete, keinem andern Geistlichen beichten. Jetzt ward ihm vor Allem bange, wie er sich die Zahl seiner Sünden merken könne, da er längere Zeit nicht mehr zur Beicht gehen konnte. Da kam er auf einen, wie ihm schien, sehr glücklichen Gedanken. So oft er glaubte, durch Ungeduld u. s. w. sich versündiget zu haben, mußte sein Weib mit der Kreide einen Strich an den vorstehenden Zwischenbalken seiner Schlafkammer

machen. Endlich erholte er sich wieder so weit, daß er zum Beichten gehen konnte. Nun wollte er den Balken aus der Kammer aussägen und zum Pfarrer tragen, damit dieser sich von der Zahl seiner Sünden selbst überzeugen könne. Das ließ aber das Weib nicht angehen. Jetzt sollte das Weib mitgehen und ihm beichten helfen, weil er ja ein so schlechtes Gemerk habe und leicht etwas unter Wegs vergessen könne. Das Weib aber machte kurzen Prozeß. Sie schrieb die Striche auf einen Streifen Papier und ließ denselben ihren Mann zum Pfarrer tragen. Und so ward ihr Mann beruhiget. Auch dieser Leidende wurde durch die unermüdliche Geduld des Seelsorgers allmählig mehr beruhiget, ließ seine Scrupel fahren und schied dahin im Frieden.

Wer nur einigermaßen Erfahrung in der Seelsorge gemacht hat, der weiß, welche Arbeit und Mühe, und wie vielen Kummer eine einzige in dieser Weise geplagte Person dem Seelsorger machte. Wankmiller aber hatte fortwährend deren mehrere. Seine Behandlungsweise war diese. Er wies den Gemüthskranken an einen bewährten, gewissenhaften Arzt, den er schon vorher über den Zustand des Patienten benachrichtete. So lange sein Freund, Dr. Zör, Gerichtsarzt in Sonthofen war, sendete er alle der Art Leidende an ihn. Sie erhielten auf diesem Wege gar oft große Hülfe. Dann tröstete und beruhigte er die Leidenden, so gut es ging, ohne sich in ihre Scrupel weiter einzulassen. Immer betete er mit ihnen, ehe er sie entließ, und versprach, für sie zu beten, was er sich zur besondern Angelegenheit machte. Gelang es ihm, einiges Vertrauen auf Gott und Zuversicht in ihnen zu erwecken, dann hielt er sie besonders zum unabläßigen Gebete an. Er lehrte sie selbst kurze Stoßgebete, die sie in ihren schweren Anfechtungen aussprechen sollten, und behandelte sie überhaupt wie Kinder, was solche Leute wirklich sind. Wollten sie sich nicht zufrieden geben, so wies er sie auf den Gehorsam hin, den sie ihm, als ihrem Seelsorger schuldig seyen; die Verantwortung wolle er allein übernehmen.

Ueber seine Behandlung der Kranken schreibt er am 30. Oct. 1838 in seinem Tagebuche: „Heute hab' ich den . . . providirt. Gewöhnlich ertheile ich dem Kranken nach der hl. Wegzehrung auch die heil. Oelung. Manche Geistliche verschieben die Ertheilung dieses heil. Sakramentes, bis die höchste Gefahr für den Kranken

vorhanden ist. So geschieht es nicht selten, daß die Kranken ohne dieses heil. Sakrament sterben. Dasselbe ist ja auch zum Heile des Leibes, wenn dieß der Seele zuträglich ist, eingesetzt. Mancher Kranke erschrickt, wenn er auf die Gefahr aufmerksam gemacht wird. Allein soll man ihm die Gefahr verhehlen, bis er ohne Bewußtseyn und im Todeskampf da liegt? Der Christ soll sich bei Zeiten auf den Tod vorbereiten, und wenn er die Bedeutung und Kraft der Sakramente kennt, wird er sich nicht weigern, dieselben zu empfangen. Er weiß ja, daß sie nicht Vorboten des Todes, sondern Arzneimittel zum ewigen Leben sind. Darum sehe ich es nicht gerne, wenn man mich zu einem Kranken ruft und zugleich bemerkt, der Kranke wisse nichts darum, daß man mich gerufen habe; ich möchte thun, als wenn ich zufällig ins Haus käme. Wozu solche Täuschung in so ernsthaften Umständen? Da beobachte ich nicht viel Zurückhaltung. Sobald ich Gefahr sehe, ermahne ich sogleich zu einer ernsten und aufrichtigen Vorbereitung auf den Tod."

XIV.

Neue Amtsthätigkeit und Beförderungsversuche.

Im Jahre 1824 wurde Wankmiller von seinen geistlichen Mitbrüdern zum zweiten Vorstand des Kapitels Kempten erwählt und von seinem Bischofe bestätiget. Von jetzt an nannte man ihn den Herrn Kammerer. Viele Leute der Pfarrei und der Umgegend haben diesen Titel so gewohnt, daß sie ihn auch später, als er andere Namen und Titel erhielt, nur den Herrn Kammerer von Hindelang nannten.

Als Kammerer hatte er die Kasse und die Kapitalien des Kapitels zu verwalten. Da ging es ihm schon beim ersten Ausleihen eines Kapitals sehr schlecht. Er gab es einem Manne aus seiner Pfarrei, dem er als einem sehr eingezogenen Familienvater Vertrauen schenkte und der eben in großer Noth zu seyn vorgab. Es waren 200 bis 300 Gulden. Der Herr Kammerer begnügte sich mit einer Handschrift und dachte an keine Versicherung. Es dauerte kaum etwas

über ein Jahr, machte der Mann Bankrott. Der Kammerer hatte den Handschein in der Hand, erhielt aber zu demselben weiter nichts mehr.

Als man ihn später fragte, wie denn dieser Mann, der doch gar nicht als Verschwender bekannt war, selten in einem Wirthshause gesehen wurde, auf die Gant gekommen sey, antwortete der jetzt ganz gut instruirte Kammerer: „Das war ein stiller Lump."

Zur nämlichen Zeit, als Wankmiller das Amt eines Kammerers erhielt, übergab ein Bürger in Hindelang sein Anwesen seinem Sohn und wurde selber Austrägler. Derselbe war früher ein reicher Mann gewesen, aber allmählig so weit herabgekommen, daß man erst einige Aecker und Wiesen verkaufen und den größern Theil der Schulden bezahlen mußte, ehe der Sohn die Heimath übernehmen konnte. Der Austrägler mußte nun in die Nebenstube ziehen, die man dort zu Land die Kammer nennt. Nun sagte der Verarmte zum Pfarrer: „Herr, jetzt bin ich auch Kammerer geworden, wie Sie. Ich fürchte aber nur, ich müsse noch Dächet werden." Er wollte damit sagen, wenn sein Sohn nicht besser hausen werde, als er gehauset; dann könne er wohl ganz um die Heimath kommen, und dann würde man dem Vater das Dachstüble anweisen, wo er wirklich Dächet wäre. Allein so weit ist's nicht gekommen beim Austrägler. Der Pfarrer aber wurde 15 Jahre später von den Kapitularen zum Dekan des Kapitels erwählt.

Schon als Kammerer hatte Wankmiller eine Menge oberhirtliche Commissorien zu übernehmen. Zurechtweisungen von Weltlichen und Geistlichen wurden ihm übertragen, und wo seine Liebe und sein Ansehen nichts mehr ausrichtete, da glaubte man an einem guten Erfolg verzweifeln zu müssen. Ebenso wurden ihm strittige Eheleute zugewiesen, die auf Scheidung drangen und die durch ihn wieder versöhnt werden sollten. Auch hier wirkte seine Weisheit und Liebe oft mehr, als man sich zu erwarten getraute.

Im Jahre 1839, als das Dekanat durch den Tod des Pfarrers Alois Mößnang erlediget wurde, mußte er dieß Amt übernehmen. Das gemeine Volk ist der Ansicht, mit jedem neuen Titel erlange man auch neue Mittel, d. h. größeres Einkommen, und da sprach denn auch ein Weiblein von Hindelang, als sie hörte,

der Herr Kammerer sey Dekan geworden, die Worte aus: „Die geistlichen Herren habens doch gerade, wie andere Leute. Sie wollen immer noch mehr Einkommen. Das hätte ich von unserem Herrn Kammerer nicht gemeint.“ Der gute Dekan aber erfuhr von dieser Mehrung des Einkommens gerade das Gegentheil. Er hatte außer den endlosen Schreibereien zahllose Ausgaben, wofür er nichts einforderte. Die früher schon außerordentlich häufigen Besuche mehrten sich noch, und die ausgezeichnete Gastfreundschaft, die der Selige immer geübt, hätte wohl nicht bestritten werden können, wenn der edle Mann nicht für sich selbst äußerst wenig gebraucht hätte.

Kurz nach Uebernahme dieses Amtes schrieb er an einen Freund: „Heute am 5. Februar habe ich die 150ste Expeditionsnummer seit dem neuen Jahre vom Stapel gelassen. Sie können nicht glauben, welche Störung solche Amtsgeschäfte in das Seelsorgerleben bringen. Man gehört gar nicht mehr sich selber und seiner Gemeinde an. Zudem macht man alle Augenblicke die Sache nicht recht, zumal wenn man für dieses Kanzleiwesen so wenig Geschick hat, wie ich. Solche Aemter sollte man jüngern Männern auf kleinern Pfarreien übertragen, und nicht einem alten Manne, der für 2000 Seelen sorgen soll und auch für seine eigene Seele sorgen möchte. Jüngere Männer können die Beschämung, die man für ungeschickte Arbeiten einärndtet, auch leichter hinnehmen, als ältere. Ich würde Unwahrheit reden, wenn ich sagte, daß man mir von Seite meiner geistlichen Obrigkeit je ein unfreundliches Wort zugeschrieben hätte; allein ich fühle es selbst hart genug, wenn ich mich auf einer Unwissenheit oder Unkenntniß betreffe. Sie schreiben mir, wenn man einen Pfarrer recht demüthigen und ihm zeigen wolle, daß er gar nichts wisse, müsse man ihn zum Professor machen. Ich kann Ihnen aus Erfahrung sagen, daß es für einen Pfarrer nirgend mehr Anlässe zu Demüthigungen gibt, als in dem übertragenen Dekanate und in recht verdrießlichen Commissorien.“

Auch erstere Demüthigung stand ihm einmal nahe bevor. Nach dem Tode des Professors Ruf am kgl. Lyceum suchte man einen Mann, der Moral und Pastoral doziren sollte. Das bischöfliche Ordinariat wünschte, daß diese Fächer von einem Manne gegeben werden sollten, der in der Seelsorge Erfahrung gewonnen

hätte, und schlug den Kammerer von Hindelang für diese Stelle vor. Wankmiller konnte sich nicht entschließen, seine Gemeinde zu verlassen, und nach einigem Hin- und Herschreiben, und nachdem ein Anderer auftrat, der mit allem Ernste sich um die Stelle bewarb, ließ man den Pfarrer wieder bei seiner Gemeinde.

Ein damals vielvermögender Mann schrieb an Wankmiller, als dieser die Sache schon abgelehnt hatte: „Für die Lehrstelle in Dillingen hab ich Sie nebst andern Freunden als vorzüglich geeignet vorgeschlagen, dabei aber bemerkt, Sie werden wohl nicht von der Heimath gehen. Sie haben mein prophetisches Wort gerechtfertigt. Sie und die andern Freunde, die ich nannte, haben alle uno ore (einstimmig) die Stelle abgewiesen, mit dem Vorgeben, Sie hätten nicht Talente, nicht Wissenschaft genug. Ich meine, Sie alle haben Berge gesehen, wo keine sind, und haben dort ein leeres und unausgefülltes Thal gesehen, wo die Fülle und Höhe genug ist. Die Stelle erfordert doch keinen Gelehrten per eminentiam, sondern einen Mann, der nach Anleitung eines guten Lehrbuches den Candidaten der Theologie und den angehenden Priestern den Inhalt der Sittenlehre des Evangeliums nach der Lehre der Kirche bekannt mache und sie in ihren Geist einweihe, und dann aus dem Schatze seiner Lebenserfahrungen sie anleite, wie sie ihr Seelsorgeramt ordentlich führen sollen. Sehen Sie, dieß hätten Sie am allerbesten leisten können. Zur vollkommenen Vertrautheit mit dem Lehrstoffe hätte Sie Ihr gewohntes Studium in kurzer Zeit geführt. In kurzer Zeit wären Sie in jeder Beziehung vollkommen ausgerüstet dagestanden. Dann hätten Sie für Ihre ältern Tage ein ruhiges und sorgenfreies Leben unter sehr edlen Männern leben können. Gerade das schöne Collegium in Dillingen bewog mich, Sie und Blum als würdige Mitglieder desselben in Vorschlag zu bringen. Mit dem Gehalte kann ein Geistlicher schon leben, und weiter als auf den Gottesacker muß man nicht adspiriren. Der Ehrgeizige kann auch weiter kommen auf einige Lebenstage. Ruef wollte nie von seiner Stelle, wie er mir einige Monate vor seinem Tode selbst sagte. Nüßlein war bekanntlich äußerst betrübt, als ihm unverhofft die Ernennung zum Domkapitular zukam. Er argwöhnte, man sey mit ihm auf seiner Stelle nicht mehr zufrieden, und als er vernahm, daß man ihm dadurch nur die volle

Zufriedenheit ausdrücken und ihn belohnen wollte, bat er, man wolle ihn gnädig auf seiner Professur belassen, was dann auch geschehen ist. Nun ist die Sache abgethan. Ich bin mit all meinen Vorschlägen durchgefallen."

Ein Jahr später 1831 sollte der Kammerer von Hindelang Domkapitular in Augsburg werden. Derselbe Freund gab ihm davon Nachricht, bemerkte aber zugleich, daß der Bischof Albert zwischen ihm und dem Dekan Blum in Stiefenhofen schwanke. Beide waren dem Bischofe sehr werth, und es hätte nur einer entschiedenen Zustimmung von Seite Wankmillers bedurft, so wäre ihm die Stelle zugefallen. Der Freund bemerkt in seinem Schreiben: „Die Stellung eines Domherrn hat allerdings eine freundliche Seite. Man lebt in der schönen Stadt, unter lauter gebildeten Männern, und die Arbeit ist nicht über die Kräfte. Aber die Stellung hat auch ihre Kehrseite, die ich Ihnen nicht zeigen will. Sie werden dem frühern Entschlusse treu bleiben, ruhig abwarten, was Gott will, und dem Rufe Gottes folgsam seyn. Ich halte Solches auch für das Rechte und Beste. Sie sind noch gerne bei den Ihrigen. Sie können die Pflichten Ihres Amtes versehen, und für den Priester ist das Pfarramt das rechte Amt mit Vorzug Nun lassen Sie Gottes Vorsehung walten."

Als der Bischof erfuhr, daß Wankmiller doch nicht gerne nach Augsburg ziehe, wurde die Dompräbende dem Dekan Blum verliehen. Dieser mußte zugleich auch die Dompfarrei übernehmen und unterlag der doppelten Last in kurzer Zeit.

Noch eine fast chimärische Beförderung stand in Aussicht. In der Mitte der dreißiger Jahre wollte man absolute auf einen Schlag Benediktiner Klöster haben. Das Kloster zu St. Stephan in Augsburg war in einem einzigen Sommer geschaffen worden, und die Mitglieder desselben, die man aus allen Theilen der deutschen Welt zusammengebracht hatte, mußten gleich im ersten Jahre ihres Zusammenseyns die ganze Studienanstalt übernehmen. An die ehemaligen Benediktiner wurden Einladungen erlassen, sie möchten zusammen treten und wieder klösterliche Vereine bilden. Zunächst handelte es sich jetzt um die Wiedererrichtung des Klosters Scheyern. Nun scheint es, man habe Wankmiller, der zwar bei den Benediktinern studirt hatte, aber nie in den Orden getreten

war, auch für einen alten Benediktiner gehalten. Eines schönen Abends, den 29. Mai 1837, erhielt Wankmiller von dem Künstler Konrad Eberhard, der in den höhern Zirkeln der Hauptstadt häufigen Zutritt hatte, einen Brief des Inhaltes: „Gerade jetzt höre ich, daß Sie zum Prälaten in Scheyern ernannt worden seyen, daß Sie aber den Ruf abgelehnt haben. Schreiben Sie mir doch, was an der Sache sey, und warum Sie eine so wichtige Stelle nicht angenommen haben, die Ihnen ganz zustünde. Gingen Sie nach Scheyern, so würde ich jetzt, da ich seit dem Tode meines lieben Bruders ganz verlassen in der Welt lebe, zu Ihnen nach Scheyern ziehen und meine Lebenstage als armer Bruder im Kloster beschließen." Darauf antwortete Wankmiller: „Von der ganzen Sache weiß ich nur so viel, daß mich der hochselige Bischof Riegg einmal wirklich im Ernste fragte, ob ich nicht Prälat von Scheyern werden möchte. Ich aber habe ihm geantwortet, daß ich für ein solches Amt nicht tauge. Ich müßte ja doch zuerst, wenn man nicht Alles umkehren will, als Noviz in den Orden eintreten und ein Jahr lang Noviz bleiben. Vorher könnte von einer Ernennung zum Abte nicht die Rede seyn. Ich will in meiner Heimath leben und mit Gottes Gnade selig sterben."

So prellten alle Versuche, den Pfarrer von seiner Gemeinde zu entfernen, ab. Der edle Mann erkannte es, was sein Freund ihm geschrieben hatte, „für den Priester ist das Pfarramt das rechte Amt" im eminenten Sinne."

XV.

Verkehr mit geistlichen Mitbrüdern.

Es gibt ein Leben gänzlicher Abgeschlossenheit für allen zeitlichen Verkehr, wo man nur allein mit Gott umgeht und alle eigenen und fremden Angelegenheiten mit Ihm allein verhandelt. In und außer den Klöstern finden sich stille Seelen voll Innigkeit und Opferwilligkeit, jedem zu dienen bereit, der einer geistigen Hülfe bedarf, aber ohne Anregung von Außen ganz auf sich beschränkt, nirgend sich zeigend, viel weniger sich aufdrängend.

Ein solches Leben kann ein Seelsorger nicht führen. Er muß im Verkehr, nicht bloß mit seiner Gemeinde, sondern auch mit seinen Amtsbrüdern bleiben. Zudem hat er gar oft mit seiner weltlichen und geistlichen Obrigkeit zu thun, und auch hierin bedarf er des Rathes und der Hülfe von seinen Amtsbrüdern.

Aber noch mehr! Ein Geistlicher bedarf, wie jeder andere Mensch, vertrauter Freunde. War sein Aufenthalt im Seminar wirklich eine Vorbereitung für den geistlichen Stand, so hat er darin Freunde gefunden und mit ihnen sich verbunden für die ganze Lebenszeit. Mit diesen Freunden bleibt er im Verkehr, so lange das heilige Band, das immer nur ein gottgeweihtes seyn kann, und das ursprünglich ihn mit den Genossen verbunden hat, seine Seele noch berührt und in ihr das Bedürfniß nach Mittheilung rege erhält. Erst wo das Herz selbstsüchtig und sich selber genug geworden, erst da wird der Verkehr mit diesen geistlichen Freunden aufgegeben. Ein Geistlicher, der kein Bedürfniß nach Mittheilung an Freunde mehr hat, ist entweder ein vollkommener Heiliger oder ein vollendeter Egoist.

Die ersten Freunde, mit denen Wankmiller nach seiner Anstellung in der Seelsorge im Verkehr stand, waren der schon besprochene Frühmesser Rief in Thannheim und ein Geistlicher von Nesselwang, Namens Doser. Beide waren, wie Wankmiller selber, von der Zeitphilosophie angeweht, und Doser war wirklich ein spekulativer Kopf. Später verlegte er sich mit Professor Schmid in Dillingen ganz besonders auf die von ihnen Beiden erfundene Pasigraphie. Von diesem frühverstorbenen Freunde Wankmiller's haben wir keine Briefe mehr.

Von der Correspondenz mit Rief liegen noch einige Dokumente vor. Wankmiller hat, wie es scheint, vor allen seinen Freunden eine tiefere Einsicht in die Glaubenswahrheiten und in die Institutionen der Kirche erlangt. Die Seelsorge, der Umgang mit einem aufrichtig frommen und innigen Volke hat ihn jene höhere Weisheit kennen gelehrt, die man in den damaligen Schulen als Thorheit verachtete. Voll Begeisterung schrieb er an Rief, was er für Erfahrungen gemacht und wie er dadurch in seinem heiligen Glauben festbegründet worden sey. Mit edlem Freimuthe fordert er ihn auf: „Auch du mußt ein Christ werden! Die Philosophie kann uns

nicht retten. Nur der Glaube an den Sohn Gottes, an den Erlöser der sündigen Welt, macht uns selig. Wir müssen werden wie die Kinder, wie unsere frommen Leute, sonst können wir nicht ins Reich Gottes eingehen."

Nach dem Tod dieses edlen Freundes wurde der briefliche Verkehr mit Wengenmayr und Bayr ein lebhafterer. Weil sie nur vier Stunden weit von einander entfernt waren, so besuchten sie sich während des Sommers öfter. Als Dekan Wengenmayr im Jahr 1846 gestorben war und ihm ein Freund darüber Nachricht ertheilte, schrieb er am 19. Jäner 1847 Folgendes: . . . . Was Sie mir über die letzte Krankheit und den Tod des lieben Dekan Wengenmayr geschrieben haben, hat mich recht gerührt, nur hätten Sie nicht gar so aphoristisch seyn sollen. Bald werde ich zu diesen meinen lieben Freunden, die mir eine Weile vorangegangen sind, für immer kommen. Wenige sind mir so nahe gestanden, wie der selige Wengenmayr. Ich kenne den ruhigen, anspruchlosen, glaubensvollen Mann schon über 45 Jahre und habe ihm sehr viel zu verdanken. Er stärkte mich in meinem schwachen Glauben durch öftere Besuche, durch Briefe, durch gute Bücher, die er mir zusendete, durch christliche Freunde, die ich durch ihn kennen lernte. Durch ihn lernte ich das Christenthum in seiner göttlichen Weisheit und Kraft kennen, und dieß zu einer Zeit, wo man Alles, was nicht rationalistischen Zuschnitt hatte, als Aberglauben und Mystizismus verschrie. Zu meiner größten Freude hat mich dieser aufrichtige Freund noch im vorigen Jahre — zum letzten Male — besucht. Wir redeten viel über unsere frühern Lebenswege, die uns der Herr geführt hat, und wir dankten ihm dafür. Sie sagen: Es ist mir ein trübseliger Gedanke, wenn ich mir eine nahe Zukunft vorstelle, in der ich aller lieben Freunde beraubt allein dastehen soll. Nun denken Sie, wie mir zu Muthe seyn muß. Alle ältern und auch die gleichzeitigen Freunde sind dahingegangen, und selbst die jüngern Freunde sind theils gestorben, theils ferne von hier. Ich muß mit David rufen: „Vater und Mutter, Freunde und Verwandte haben mich verlassen!" Allein ich hoffe auch mit David, „daß der Herr mich angenommen hat." Könnte ich nur immer mit rechter Freudigkeit aufrufen: „Deus autem assumsit me." (Der Herr hat mich angenommen.)

Als sein erster Kaplan Zeller Pfarrer geworden war, entstand ein lebhafter Briefwechsel zwischen Beiden. Man sieht daraus, wie aufrichtig und innig das Verhältniß dieser zwei Mitarbeiter im Weinberge gewesen. Zeller kannte sich in der ganzen Gemeinde sehr gut aus. Sein scharfer Blick entdeckte so Manches, was dem gutdenkenden Pfarrer entgangen wäre. Auch nach seiner Entfernung wird er in allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen, und seinem Rathe wird gefolgt.

Ein ganz ausgezeichneter Briefwechsel, ein Muster, wie Briefe von Geistlichen seyn sollten, ist derjenige, den Wankmiller im Jahre 1818 mit Dekan Kirchhofer begann und bis zu dessen Ende 1840 fortsetzte. Dieser Briefwechsel liegt noch vor uns. Joseph Kirchhofer, bisher Professor und Studienrektor am Gymnasium in Kempten, hatte wegen seiner Harthörigkeit und wohl auch, weil man damals keine Geistlichen mehr als Vorstände an den Studienanstalten dulden wollte, seine Stelle aufgegeben und war im Winter 1817 Stadtpfarrer in Immenstadt geworden. Er war schon früher mit Wankmiller bekannt gewesen und stand mit Wengenmayr schon von den Studienzeiten her in Freundschaft. Bald trat das innigste Freundschaftsverhältniß zwischen ihm und dem Pfarrer in Hindelang ein. Kirchhofer hatte als Dekan des Kapitels Stiefenhofen unter seinen Geistlichen einen Lesekreis errichtet und bot die darin circulirenden Schriften auch dem Pfarrer in Hindelang an. Alles, was er selbst las, sendete er jetzt diesem Freunde zu. Jede Woche brachte der Hindelanger Bote Briefe und Bücher nach Immenstadt und nahm wieder Bücher und Briefe nach Hause. In manchem Jahre übersteigt die Zahl der gewechselten Briefe ein halbes Hundert. Dieselben enthalten die treffendsten Recensionen über gelesene Schriften, Anfragen in Pastoralfällen und eingehende Besprechungen über die kirchlichen und politischen Verhältnisse. Kirchhofer ist der Professor, ohne sich's merken zu lassen; allein das Urtheil des Freundes gilt ihm oft mehr, als sein eigenes. Insgemein stimmen sie zusammen. In den ersten Jahren gehörte Kirchhofer noch der Konstanzer Diözese an. Da gab es viele Mittheilungen bezüglich der verschiedenen Kirchenregimente. Bald aber standen Beide unter einer und derselben Obrigkeit. Auch da gab es wieder Vieles zu besprechen. Weniges fiel in dem höhern Regimente vor, das ihnen

nicht zur Kunde kam. In vielen Stücken hätten sie bessern Rath gewußt. Ein Brief K's. über eine Rede Weillers am 10. Jäner 1819 zeigt uns den Geist und die theologische Bildung dieses Mannes in jener Zeit. „Mit Dank sende ich Ihnen die Rede zurück. Der Redner ist nicht in die Tiefe des Christenthums eingedrungen, darum konnte er auch den Geist desselben in seiner Vollständigkeit und ganzen Gründlichkeit nicht darstellen. Die Liebe Gottes ist wohl ein Hauptmoment in der christlichen Vorstellung von Gott, allein diese Liebe muß erkannt werden aus der Erlösung des Menschengeschlechtes durch die Hingabe des eingebornen Sohnes Gottes. Wer die Lehre von der Erlösung und die Lehre vom Verfalle des Menschen ganz ignorirt, kann den Geist des Christenthums nicht darstellen. Darum ist Weillers Ansicht unvollständig, falsch. Aber eben diese Lehre vom Verfalle will den Zeitgenossen nicht eingehen. Sie widerstrebt ihrer Hoffart. Und weil sie diese Lehre nicht kennen, so kennen sie auch den Menschen nicht. Darum ist mir das Reden Weillers von dem Heiligen, das so tief im Menschen liegen soll und nur heraufgenommen werden darf, ein eitel betrügerisches Reden. Da liegt mir nur das Böse, nicht das Gute, und erst wann die Wiedergeburt durch den heil. Geist stattgehabt hat, kann es in der Tiefe des Menschen heilig tönen. Von diesem Standpunkte aus hätten die Rezensenten Weillers Rede angreifen, und so hätten sie das Trügerische in ihr zeigen sollen. Sie wollten aber nur die Person lächerlich machen. Allein das gelingt ihnen nicht. Weiller wird immer gelten bei der Welt, denn er greift ihre Hoffart nicht an, welche sich selber heiliget und am Ende mit einer Schuldforderung vor Gott hintritt und die ewige Seligkeit ihm abtrotzen will."

Ueber das Buch von Professor Windischmann in Bonn: „Von dem, was der Heilkunde Noth thut," schreibt derselbe am 4. August 1825 Folgendes: „Allerdings ist Windischmann für uns, die wir nicht Aerzte sind, und für Aerzte, die nicht unterrichtete Christen und Philosophen sind, schwer zu verstehen. Auch seine Darstellungsweise könnte faßlicher seyn. Aber lesen Sie fort, das Buch wird Ihnen immer besser gefallen, und gerade das Ende enthält das Klarste und das Beste. Nicht bloß die Aerzte, auch die Geistlichen, die von Naturalismus und Materialismus, den die sogenannte Aufklärung

erzeugt hat, angesteckt sind, sollten das Buch studiren und wieder zu einer geistigen, religiösen Auffassung aller Erscheinungen zurückkehren. Ja wohl thäte es Noth, daß unsere Aerzte christlicher würden, um besser zu heilen. Aber vor Allem sollten wir Geistliche geistlicher seyn und tiefer eingehen in die Geheimnisse des Reiches Gottes. Ich sehe es immer mehr ein, wie die sogenannte Aufklärung uns von der Wahrheit abgeführt hat, und wie es jetzt schwer läßt, dieselbe wieder recht zu finden. Das Kapitel vom Falle und Verderben des Menschen und dessen Ursprung, Ausbreitung und Folgen ist nicht gut erkannt und begriffen, darum auch nicht das Kapitel von Christus und von der Kirche, die ganze Lehre vom Heile und von den Bedingungen des Heils für uns und an uns."

Im Herbste des Jahres 1825 wurde dem Herrn Kammerer von Hindelang ein Sträfling zugewiesen, den er auf bessere Wege bringen sollte. Derselbe kündigte sich in einem sehr pompösen Briefe an und ließ darin merken, daß ihm Alles bekannt sey, was über ihn war verhandelt worden, weil er mächtige Männer zu seinen Freunden habe. Die Behandlung eines solchen Menschen erforderte außerordentliche Klugheit. Wankmiller nahm wieder seine Zuflucht zum Dekan in Immenstadt. Allein an diesem leichtfertigen Günstlinge war alle Liebe und aller Ernst verschwendet. Er befaßte sich nur mit Belletristik und vermied Alles, was ihn auf ernste Gedanken bringen konnte. Wie er gekommen war, ging er wieder, und 15 Jahre später wurde er für immer suspendirt.

Zunächst waren es die Erscheinungen der neuesten theologischen Literatur, was die Männer beschäftigte. Sie hielten sich die Zeitschriften von Tübingen, von Würzburg, von Mainz, theilten sich die Denkwürdigkeiten von Binterim, die Kirchengeschichte von Katerkamp u. dgl. mit. Allein neben dieser Zeitliteratur beschäftigten sie sich auch mit den Schriften der Väter. Im Anfange des Winters hatte Kirchhofer seinen Freund aufgemuntert, die Schriften des heiligen Cyprian zu lesen, die er selbst auch las. „Sie müssen aber das Original lesen und einzelne Stellen, die Sie besonders ansprechen, sogleich übersetzen. Ich mache es auch so. Da können wir dann sehen, ob wir ihn im gleichen Sinne auffassen." 3. Februar 1825. Und einige Wochen darauf schrieb er: S. Cyprian gefällt mir außerordentlich. Seine Abhandlungen de oratione dominica, de unitate,

de lapsis sind ausgezeichnet. Aber mit dem Uebersetzer möchte ich oft streiten. Er gibt schon den Sinn; aber es fehlt ihm die Fertigkeit und Gewandtheit im deutschen Ausdruck. Ich habe nun Lust bekommen, Mehreres von den Vätern, zunächst vom hl. Augustinus zu lesen."

Ueber eine Rede von Franz Baader schreibt Kirchhofer am 16. November 1826: „Baaders Abhandlung hätten Sie mir verdeutschen sollen. Sie enthält tiefe Gedanken, Lichtblitze aus der Gotteslehre der Offenbarung. Hätte der Mann diese allein leuchtend hingestellt, so hätte er ein gutes Werk gethan. Dann würde man sehen, daß er keine neue Wahrheit gesagt, sondern nur eine alte, verkannte und mißkannte wieder hervorgezogen hat. Da hätten wir die Lehre und den Gebrauch der Kirche bezüglich der Benediktionen und Sakramentalien würdigen lernen. Mir gefällt diese Behandlungsweise der Offenbarung sehr wohl. Sie wird unsere stolzen Vernunftmenschen wieder zum Glauben bringen. Dahin muß es die wahre Philosophie wirklich bringen. Sie muß zeigen, in der Lehre der Kirche liege die wahre Vernunft und sie gebe die wahre Erkenntniß, wie es in der That ist. Sie muß zeigen, daß das katholische Christenthum allein die Wahrheit sey, und außer demselben nur Schein und Irrthum. fiat! Ich sende Ihnen die Abhandlung wieder zurück. Lesen Sie dieselbe noch einmal, und Sie werden sie ganz verstehen. Der Grundgedanke ist: Die Wahrheit i st objektive, und i st's dadurch, daß allgemein sie als solche erkannt wird. Somit h a t jeder nur so viel Vernunft, als er mit dieser objektiven Wahrheit übereinstimmt. Darum gibt es keine Freiheit der Intelligenz in dem Sinne, als wenn jeder sich erst die Wahrheit machen könnte oder müßte. Diese allgemeine, objektive Wahrheit ist aber das Christenthum, sind die von der Kirche erklärten Dogmen. Freilich sollte der Mann anders, verständlicher reden. Mit einer solchen Sprache wird er die Studenten nicht an sich ziehen."

Am 15. Februar 1827 schreibt derselbe bei Uebersendung einer Biographie: „Die Wirksamkeit dieses Mannes war eine ungewöhnliche. Er wollte es recht und gut, und blieb in den gehörigen Schranken. Andere wollten es ihm nachmachen, ja ihn übertreffen, und kamen auf Abwege. Sie haben vollkommen Recht, wenn Sie

sagen: Wir haben in unserer Kirche alle Mittel, die Menschen vor Gott gerecht und heilig, froh und selig zu machen. Brauchen wir sie nur nach dem Sinn und Geiste der Kirche, und es wird zu thun genug geben. Indessen wird der eifrige Diener Christi nie ohne Anfechtung bleiben. Der Böse wird das Gute nicht ohne Hinderniß aufwachsen und wirken lassen. Ja, hätten wir Männer, wie Franz von Sales und Carl Borromäus, dann ließe sich etwas hoffen. Allein so ist nichts zu erwarten. Es ist erstaunlich, was das Böse für einen Sieg und was für eine Kraft in der Welt erhalten hat, und wie wenig für das Gute gethan wird. Es muß ein kräftiger Geist des Lebens über uns kommen, oder es tritt in der gegenwärtigen Stagnation eine ganz unheilbare Fäulniß ein. Leben, Wirksamkeit! Nicht Berichte und Protokolle!"

In jener Zeit, da man eben wieder auf einmal die dahingeschwundenen Klöster in die Welt hereinzaubern wollte, waren alle katholischen Blätter voll von Entwürfen und Plänen zur Restauration der Klöster. Auch die beiden Freunde theilten sich darüber ihre Ansichten mit. Am 9. November 1826 schrieb K. an Wankmiller: „Mit Ihren Ansichten über Klosterwesen stimme ich ganz überein, und ich hege von der Sache, wie man sie jetzt treibt, nicht viele Erwartung. Ich ehre die Klöster nach ihrer Idee, und ich wünsche das Land mit solchen Instituten der Gottseligkeit und Wissenschaft angefüllt. Aber diese Institute müssen auf eine andere Weise entstehen, als man sie jetzt ins Leben rufen will. Werfe man doch einen Blick in die vorige Zeit, in der sie entstanden und reformirt worden sind. In unserer Zeit treibt man freilich Alles anders, man schreibt und schreibt, berichtet und dekretirt und berichtet wieder und meint, auf diese Weise komme das Heil der Welt. Aber kein Mensch denkt an die Nothwendigkeit des lebendigen und lebendigmachenden Geistes."

Im Jahre 1826 wurde das Institut der Pastoralconferenzen, das früher nur im Constanzischen Antheil bestand, in's Bisthum Augsburg verpflanzt. Die beiden Freunde wurden Conferenzvorstände. Beiden lag daran, diese Sache mit Ernst zu betreiben, zur gemeinsamen Belehrung und Erbauung. Es gelang ihnen dieß auch unter vielen Kämpfen und Mühen. In der ganzen Diözese offenbarte sich nirgends mehr Interesse für diese Sache und mehr

Leben in ihrer Behandlung, als in den Regiunkeln dieser würdigen Vorstände.

Am 19. Juli 1827 schrieb Kirchhofer an Wankmiller hierüber: „Bei Ihrer Conferenz war es also dießmal lebhafter als sonst. Wie es bei uns herging, wird Ihnen B. erzählt haben. So lange ich meinen Aufsatz über das Predigtamt vortrug, ließ man mich großentheils allein reden, obschon ich mehrere Punkte zur Debatte vorlegte. Ueber die Casus aber waren die Herren sehr redselig. Hieraus können Sie zwei Stücke abnehmen. Erstens, die Herren haben nicht das Interesse für den schönen Zweck der Conferenzen, das sie haben sollten. Sie bereiten sich nicht durch Nachdenken und durch ein ernstes Studium über den Gegenstand, der verhandelt werden soll, auf die Conferenz vor. So ist es denn ihnen nicht möglich, sich an der Sache ernstlich zu betheiligen und darüber zu reden. Zweitens fehlt es sehr an den nothwendigen Kenntnissen über die Hauptpunkte unserer Amtsverwaltung. Wendet sich die Rede auf eine Sache, wo der gesunde Verstand zwischen ja und nein unterscheiden kann, da sind Alle docti et doctores.... Unsere Herren wollen bei den Conferenzen immer etwas Praktisches, aber nicht, um es selber zu thun, sondern um es Andern gelegentlich sagen zu können, wie jene dicunt, sed non faciunt. Das B. Ordinariat aber will die Selbstbesserung und Selbstbildung der Herren selber. Sie aber glauben, diese nicht nothwendig zu haben. Daher kommt die geringe Theilnahme an den Conferenzen und zum Theile auch die Opposition dagegen."

Bei Uebersendung der ersten zwei Theile von Neander's Kirchengeschichte schrieb Kirchhofer an Wankmiller: „Dieser Mann hat offenbar das rechte Auge, um in der Geschichte zu sehen. Aber er ist, wie Sie bemerken, noch immer benebelt von den Vorurtheilen seiner Confession. Mir wird es immer klarer, wie schwer eine Vereinigung der getrennten Confessionen ist, wenn solche Männer mit redlichem Willen und großen Talenten die Vorurtheile nicht überwinden können. Es leuchtet mir aber auch ein, welche Kämpfe Männer, wie Stolberg, Haller, Schlegel u. A. bestehen mußten bei ihrem Rücktritte in die alte Kirche. . . . Die Tübinger Theologen zeichnen sich aus. Sie haben ein freies, immer wohlbegründetes Urtheil. Aber sie können es Wenigen recht machen. Dieß mag eben

ein Kriterium für ihre Wahrheit seyn. Ob in Ihrem Kreise diese Zeitschrift Beifall finden werde, zweifle ich. Sie findet auch in dem meinigen wenige Theilnehmer; denn sie ist supra captum et sensum. Wie gründlich, wie trefflich ist Möhlers Aufsatz über den heil. Anselm! Senden Sie mir die Werke dieses heiligen Lehrers im Originale. Ich will sie lesen. Wir halten meines Erachtens Vieles für Scholastik, was es nicht ist. Diese heiligen Männer haben aus der Fülle ihres frommen Gemüthes herausgeschrieben, haben Ihr inneres, lebendiges, christliches Seyn in Begriffe und Worte gebracht. Weil uns das innere Leben unbekannt ist, halten wir den Ausdruck desselben für abstrakte Begriffe und klagen über Scholastik. Alle Tage sehe ich mehr ein, daß ich seit 40 Jahren gar viel in der Wüste herumgelaufen bin und von meinem Leben viel verloren habe. Nächstens werde ich Ihnen Möhlers vortreffliche Schriften: „Ueber die Einheit der Kirche" und „Athanasius der Große und die Kirche seiner Zeit" zusenden."

Im Anfang des Jahres 1830 resignirte Herr Dekan Kirchhofer seine Pfarrei und zog auf ein Benefizium in Wertingen, im untersten Schwaben. Jetzt hörte der wochentliche Verkehr zwischen ihm und Wankmiller auf. Dennoch gehen die während der noch folgenden zehn Jahre gewechselten Briefe alljährlich noch auf acht bis zehn. Die Mittheilungen aus den höhern Kreisen der Gesellschaft werden häufiger; denn Kirchhofer kommt oft nach Augsburg. Auch die Nachrichten und Urtheile über gelesene Bücher sind noch zahlreicher, als zuvor; denn Kirchhofer hat keine seelsorglichen und Amtsgeschäfte mehr, und ist zudem noch bischöflicher Censor. Wir können von dieser Correspondenz nichts mehr mittheilen, weil der beengte Raum einer kurzen Biographie dieß nicht gestattet. Wir wollen noch einer andern Correspondenz Wankmiller's erwähnen, die uns den Seligen in seiner ganzen Liebenswürdigkeit darstellt.

Als das Frühmeßbenefizium in Hindelang zu einem Aushülfsposten erklärt und die Seelsorge-Stelle in Hinterstein als Kaplanei bestätiget worden war, kamen auf beide Plätze gewöhnlich ganz junge Geistliche. Diese hegten durchweg innigste Verehrung und Liebe gegen ihren Vostand, erkannten aber gar oft erst nachher, wenn sie in andere Stellungen eintraten, was sie an dem lieben

Wankmiller gehabt hatten. Mit diesen jüngern Freunden blieb Wankmiller fortwährend in Correspondenz.

Wie alle Briefe, die er an diese seine jüngern Freunde schrieb, durch belehrenden Inhalt, durch Gemüthlichkeit und durch Witz sich auszeichneten, ebenso verlangte er auch von ihnen, daß sie ihm keine leeren Briefe schicken. In der Correspondenz mit ihm konnte man das Briefschreiben lernen. Selten kam von ihm eine Antwort, in der er nicht etwas am erhaltenen Briefe zu rügen hatte. Oft war es unschuldige Neckerei, um durch die abgedrungene Selbstvertheidigung einen längern Brief nothwendig zu machen, und dann, wenn man sich in der Rede „für sein Haus" verhaut hatte, die gegebenen Blößen wieder ausbeuten und rügen zu können. Das geschah jedoch immer in so liebevoller, launiger Weise, daß es nie beleidigen konnte. Selbst Leute, die das Schwabenalter schon lange überschritten hatten, mußten es sich gefallen lassen, auf diese Weise geschult zu werden, konnten sich aber solcher Correctionen nur von ganzem Herzen freuen.

Gewöhnlich waren es wichtigere Angelegenheiten, in denen ihn diese seine Jünger um Rath fragten — lange vorher, als der Hochwürdigste Bischof ihn zum geistlichen Rath ernannte; und immer wurde der beste Rath mit der größten Umsicht und Bereitwilligkeit gegeben. Er aber hatte selbst das Bedürfniß, solche Mittheilungen zu erhalten und auch sich selber wieder mitzutheilen. Wenn immer längere Zeit kein Brief mehr kam, war er besorgt um seine Correspondenten, und es ging ihm etwas ab. Dieß war ganz besonders der Fall, als die Correspondenz mit Kirchhofer, die eigentlich einen Verkehr mit der ganzen Welt eröffnete, im Jahre 1840 mit dessen Tod aufhörte. Schon nach dessen Entfernung von Immenstadt, während der dreißiger Jahre sehen wir den edlen Kammerer in fleißigem Verkehr mit jüngern Geistlichen, und von einem derselben, der in der Nachbarschaft angestellt war, liegen auch für manches Jahr fast allwöchentliche Briefe vor. Außer der Beantwortung der gestellten Fragen enthalten auch diese Briefe Nachrichten von der Thätigkeit des edlen Seelsorgers, Aufmunterungen zur Lesung dieser oder jener Schrift mit Angabe des Hauptinhaltes und Zweckes der Schrift und Anfragen über das Befinden und Thun der bekannten ältern und jüngern Freunde. In letzterer

Beziehung durfte nichts übersehen werden. So schrieb er einst an einen jüngern Geistlichen, der ferne wohnte und nachdem er ihn besucht und, zu Hause angekommen, ihm einen Bericht über seine Reise zugeschrieben hatte, folgende Zurechtweisung: „Sie nennen eine Menge Orte, durch die Sie gereist sind und an denen Sie Besuche gemacht haben, nur mit Namen, und sagen kein Wort von den Leuten, die dort wohnen. Diese Orte hätte ich auf der Landkarte lesen können. Da hätte ich Ihres Briefes nicht bedurft; aber von den alten Bekannten und Jugendfreunden, die Sie besuchten, kann ich weder in der Geographie noch auf der Landkarte etwas finden Ueber diese hätten Sie mir schreiben sollen. Vieles Andere hätte ich Ihnen gerne erlassen."

Der liebevolle Mann hatte die kostbare Gabe, zu rügen und Correktion anzubringen, ohne zu verletzen. So konnte er sich immer leicht helfen und Andern nützen. Wer diese Gabe nicht hat, der muß so Manches hinnehmen und tragen, was widerwärtig und lästig ist, ohne es ändern zu können.

Viele verdanken dieser fortgesetzten Correspondenz mit dem edlen Vorstande ihre Verwahrung vor Trägheit und Gleichgültigkeit in ihrem Amte und die Anregung zu einer wissenschaftlichen Thätigkeit. Wer nichts that und nichts gelesen hatte, konnte an Wankmiller keinen Brief schreiben. Da kam bald die Frage: „Simon, schläfst Du?"

Aber auch vor einem stürmischen Eifer und vor unnützer Vergeudung der für das Bessere zu verwendenden Kräfte wurde man durch ihn gewarnt. „Jeder wirke mit der Gabe, die er von Gott empfangen, und in dem Gebiete, das ihm der Herr angewiesen hat!" Das war der Hauptinhalt seiner Zurechtweisungen an jüngere Geistliche, die ernstlich arbeiten wollten. Dieser Mahnung aber fügte er immer die andere bei: „Sehen Sie vor Allem, daß Sie nicht an ihrer eigenen Seele Schaden leiden; denn was hälfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne . . . ." In was immer für einer Bedrängniß und Arbeit man seinen Rath in Anspruch nahm, immer durchschaute er die Sache und immer wußte er auch das rechte Heilmittel.

XVI.

Seine Sehnsucht nach Ruhe.

Im Jahre 1834 hatte Wankmiller an dem neuen Frühmesser, M. A., einen tüchtigen Mitarbeiter erhalten. Voll Verehrung gegen seinen Vorstand erbat er sich gleich Anfangs zur Uebernahme aller Arbeiten, die man ihm auflegen wolle. Ein Mann von klarem Verstande und von ungetrübter Redlichkeit, zudem mit körniger Körperkraft, ward er fortan die rechte Hand des Pfarrers und verharrte bei ihm bis nach seinem Tode.

Als schon im Anfange der Vierziger-Jahre dem Herrn Dekan das Augenlicht immer mehr schwand, war A. sein Amtssekretär. Ich glaube nicht, daß irgendwo ein Doppelregiment je so einmüthig und mit solcher Billigkeit und Schonung ist geführt worden, wie dieses. Von diesem seinem treuen Mitarbeiter schreibt der edle Dekan in einer Zeit, da er mit allerlei rheumatischen Uebeln, insbesondere mit Rückenweh geplagt war, in seinem Tagebuch vom 25. März 1837 Folgendes: „An H. Ammann hab ich einen vortrefflichen Gehilfen, der Tag und Nacht zur Arbeit bereitwillig ist. Nie kommt man bei ihm ungelegen. Oft muß ich Gewalt brauchen, sonst übernähme er alle Arbeit, die mit Schwierigkeit verbunden ist. Seit längerer Zeit hatten wir Beide genug zu thun, um die vielen Kranken zu besuchen. Die entferntern besucht immer Ammann, außer wenn sie mich absolute verlangen. Eine Stunde weit gegen Sonthofen hin auf Krankenbesuche zu gehen, und dann sogleich wieder zwei Stunden weit aufs untere Joch zu demselben Zwecke, das ist ihm nicht zu viel. Arbeiten ist Leben; Ruhen kann ich im Grabe! Das ist sein Wahlspruch, und der kommt mir kränklichem Manne sehr zu gute."

Oft wurden ihm doch die vielen Arbeiten eine Last, und er war froh, wenn wieder eine größere Bürde abgeladen war. Am Charsamstag 1838 Abends schreibt er: „Mit Jubel und Dank hab ich heute das Alleluja gesungen. Ich bin froh, daß die Fastenzeit

zu Ende geht. Die letzten drei Wochen waren für mich sehr beschwerlich, weil meine Gesundheit die ganze Zeit sehr angegriffen war. Alle Tage war ich mehrere Stunden lang im Beichtstuhl und in der Schule. Heute scheint schon das freudige Osterfest seine segenvolle Wirksamkeit zu offenbaren. Von 5—7 Uhr Abends war ich in der Kirche zur Anbetung des Allerheiligsten. Die herzerhebende Auferstehungsfeier konnte ich ohne Beschwerden und zu meiner großen Erbauung halten. Ich habe diese Feierlichkeit 36 Jahre lang und immer mit besonderer Rührung und mit dankerfülltem Herzen gehalten. Wie oft werde ich diese Feierlichkeit noch begehen? Das ist Gott bekannt. Mit Zuversicht sehe ich dem großen Tage der Auferstehung entgegen durch Jesum Christum unsern Herrn, Amen."

Schon damals war der Gedanke an ein nahes Scheiden und an die große Wanderung in die Ewigkeit ihm ein Lieblingsgedanke, der insbesondere immer an seinem Geburts- und Tauftage und am neuen Jahre wieder seinen Ausdruck im Tagebuch fand. So heißt es am 18. Juli 1837 im Tagebuche: „Heute trete ich das 60ste Lebensjahr an. Mein Gott, ich danke dir, daß du mir so viele Jahre geschenkt und so viele Wohlthaten an Leib und Seele erwiesen hast. Ich empfehle mich auf die wenigen Tage, die ich hier noch leben werde, deiner Vaterliebe! Verleihe mir eine glückselige Sterbestunde!" Und am Geburtstage des folgenden Jahres schreibt er: „Ich danke dir, o Gott, daß du mich den heutigen Tag, den 61sten Geburtstag, erleben ließest. Wenn ich zurück denke an die vollendeten 60 Lebensjahre, die vorübergegangen sind, wie der gestrige Tag, und wenn ich vorwärts schaue in die Zukunft und nicht weiß, wie viele Tage ich noch auf Erden zu leben habe, und wie nahe der Tod und die Ewigkeit sind — mein Gott, wie viele, ernste Betrachtungen drängen sich da meinem Herzen auf! Ach, Herr, mach' ein selig Ende mit aller unsrer Noth! Und reich uns deine Hände, im Leben und im Tod!"

Vorzüglich lebhaft wurde er von diesem Gedanken des nahen Scheidens und Wanderns ergriffen, wenn Freunde und Bekannte aus der Nähe fortzogen und bei ihm Abschied nahmen. „Unser Abschied am Jochberge war kurz." So schrieb er am 5. Nov. 1841 an einen scheidenden Freund. „Aber am Rückwege wurde es mir

schwer ums Herz. Meine Freunde und die mich kannten, und die ich kannte, haben mich bereits alle verlassen. Der Herr aber hat mich, wie ich hoffe, aufgenommen. Ich grüße Sie und die Ihrigen nochmal recht herzlich. Gewöhnen Sie sich daran, täglich meiner im Gebete zu gedenken; ich werde es auch thun. Gerne hätte ich Sie noch besucht; allein was hilft es? Es wird ohnehin zu weinen genug geben. Hier auf Erden sind wir Fremdlinge und Pilger; wir haben aber die getroste Hoffnung, daß wir nach dieser Wanderschaft in der ewigen, bleibenden Wohnung zusammen kommen."

Gegen das Jahr 1845 traten die Gebrechlichkeiten und Schwächen des Alters immer mehr hervor. Jetzt seufzte er oft nach Ruhe. Am 12. Mai d. J. schreibt er: „Wenn mir doch nur das Dekanat abgenommen würde, dann wollte ich gerne wieder leben. Die Schreibereien ans Ordinariat, an die Regierung, ans Stadtgericht und ans Landgericht mehren sich von Tag zu Tag. Ich kann nur mehr an einem Stocke gehen. Die Kanzel besteige ich nicht mehr, sondern ich setze mich im Chore auf einen Sessel und rede von dieser Stelle aus zu meinen Pfarrkindern. Als ich das erste Mal so in bischöflicher Weise zu predigen anfing, war große Bewegung und viel Schluchzen in der Kirche bemerkbar. Vierundvierzig Jahre lang haben die Leute mich von der Kanzel aus predigen gehört; nun fällt es ihnen schwer, mich so elend zu sehen. Es war eben auch das erste Mal nach mehrwochentlicher Kränklichkeit, daß ich wieder in die Kirche gekommen war, um den Pfarrgottesdienst zu halten. Da war Freude und Mitleiden beisammen. Ich wollte recht gerne in dieser Weise predigen; allein die Kirche ist zu groß, als daß mich alle Zuhörer verstehen könnten. Es herrscht zwar eine große Stille, aber das hilft nicht."

Bald darauf schrieb er: „Bei der letzten Anwesenheit des Hochwürdigsten Bischofs hatte ich Gelegenheit, recht viel und vertraulich mit demselben zu reden. Er war gegen mich außerordentlich herablassend und freundschaftlich; nur von einer Resignation des Dekanats wollte er einstweilen nichts hören. Indessen hat er jetzt doch selbst gesehen, daß ich ein Invalide bin und nicht mehr gehen kann. Die Hoffnung, er werde denn doch aus Mitleiden mich von dieser Last befreien, bleibt mir zwar, ist aber wieder weiter hinausgerückt."

Zwei Jahre später erwartete der schwerbelastete und gebrechliche Greis zuversichtlich die Befreiung von seiner Last. Er ging sogar mit dem Gedanken um, seine Pfarrei zu resigniren. Hatte ja auch sein Oheim aus demselben Grunde die Pfarrei verlassen und sich in die Einsamkeit zurückgezogen. Allein es wurde ihm dieß ernstlich abgerathen. Was er nicht durch sich selbst thun konnte, das konnte er durch seinen treuen Matthäus thun, und war die Last, wie sie es wirklich ist, für einen einzigen Mann zu schwer, so konnte man ihm noch einen jungen Geistlichen zur Aushilfe geben. Am 6. Juni 1847 schrieb er: „Man hat mir zwar schon manches Lästige, das mit dem Dekanate verbunden ist, abgenommen und dem H. Kammerer übergeben ... allein das Alles reicht nicht hin, wenn einmal der Mensch in allen Spitälern krank ist, wie ich es bin. Bei der nahen Ankunft des Bischofs werde ich nicht nachlassen mit Bitten, bis er mir das Dekanat abnimmt. Als neues Motiv zu meinem Bittgesuch kann ich in aller Wahrheit die Abnahme meines Augenlichtes angeben. Kaum eine Viertelstunde lang bin ich im Stande, ununterbrochen zu lesen oder zu schreiben. Aus diesem Grunde habe ich schon vor einigen Wochen um Dispense vom Breviergebete nachgesucht. Die Bitte ist mir gewährt, und statt des Breviers ist mir ein Rosenkranz auferlegt worden."

Der Hochwürdigste Bischof hatte dießmal vorzüglich die Klage des H. Dekan, daß der Gemeinde mit einem einzigen Geistlichen nicht gedient sey, daß sein treuer Amtsgehilfe, der seit Jahren fast alle Arbeiten allein gethan, zudem noch sein Vorleser und Sekretär gewesen, endlich unter der schweren Bürde erliegen müsse, zu Herzen genommen. Nun wurden Anstalten getroffen, daß noch ein Geistlicher für die Seelsorge in Hindelang angestellt werde.

Im Frühlinge des Jahres 1848 hatte ein hoffnungsvoller junger Priester aus der Gemeinde, Kaspar Heckelmüller, daselbst seine erste heilige Messe gefeiert. Dieser vortreffliche junge Mann wurde dem Herrn Dekan als Hauskaplan beigegeben. Diese Aushülfe war jetzt unerläßlich nothwendig. Der gute Dekan konnte selbst den großen Druck des Meßbuches nicht mehr lesen und hatte die Erlaubniß erhalten, täglich die Messe de beata oder de requiem zu lesen. Allein der neue Amtsgehilfe begann bald zu kränkeln. Zwei Brüder, äußerst talentvolle und liebenswürdige junge Männer

waren schon vor ihm der Lungenschwindsucht unterlegen. Auch bei ihm hatte sich dieß Uebel angesetzt. Ehe ein Jahr vorüber war, mußte der väterliche Freund seinen lieben Kaplan zum Tode vorbereiten. Anfangs Juni 1849 schrieb er über sein eigenes Befinden und über das Ende dieses jungen Priesters: „Seit Ostern bin ich fast unaufhörlich krank gewesen. Als bessere Witterung eintrat, ging es etwas besser. Auf den Stock mich stützend und von meinem handfesten Führer geleitet kann ich wieder in die Kirche gehen. Mein lieber Hauskaplan ist heimgegangen. Ich meinte immer, ich würde doch noch vor ihm zu Grabe getragen werden. Jetzt mußte ich noch diesen Tod erleben. Am Charfreitag hat er die letzte Predigt gehalten. Bald nach Ostern konnte er auch die heilige Messe nicht mehr lesen. Am Feste der Himmelfahrt Christi wollte er nochmal in die Kirche gehen, allein er konnte vor lauter Husten nicht einmal reden. Am Vorabende dieses Festes habe ich ihn in der Stille providirt. Er hoffte noch immer, es werde bald besser werden, und sah seine Krankheit nur als einen gewöhnlichen Husten an. Bei all dem vermochte er kaum zu stehen, geschweige zu gehen. Ich sagte ihm jetzt geradezu, es werde bei ihm wie bei mir bald zu Ende gehen, wir dürften uns in dieser so wichtigen Sache keiner Täuschung hingeben. Zugleich bemerkte ich ihm, es wäre sehr erbaulich, wenn er sich öffentlich mit den heil. Sterbsakramenten versehen ließ, da es bei ihm doch nicht mehr lange dauern könne. Dazu war er ganz willig und bereit. Nun nahm ich die nächste Vorbereitung zum Sterben mit ihm vor. Am 24. Mai Abends hörte ich noch seine Beicht an, und am 25. in der Früh wollte ich ihm die heil. Sterbsakramente reichen. Allein in der Nacht dieses Tages, früh um 2 Uhr, trat eine Lungenlähmung ein und nach einigen Minuten war er eine Leiche. Am heil. Pfingstfeste Nachmittags wurde er zur Erde bestattet. Ich war zu sehr angegriffen, als daß ich hätte die Leichenpredigt halten können. Herr Ammann hat diese Arbeit übernommen. Eltern und Geschwister sind über diesen Verlust in große Trauer versetzt. Auch mir geht dieser Tod sehr zu Herzen, denn ich hatte den Verstorbenen recht lieb.“

Wenige Tage nach Absendung dieses Briefes erhielt der Herr Dekan einen Besuch von seinem hochverehrten Bischof. Derselbe hatte Tags zuvor in Sonthofen das heil. Sakrament der Firmung

ertheilt. Seit Jahren hatte er bei diesen Anlässen jedesmal den Dekan in Hindelang besucht. Er behandelte den edlen Greis, der doch nur wenige Jahre älter als er selber war, nicht mit Herablassung, sondern mit Ehrfurcht, wie einen Vater. Wer den Bischof Richarz nie im Pfarrhofe zu Hindelang gesehen hat, dem ist eine ausgezeichnete Tugend dieses Kirchenfürsten unbekannt geblieben. Die kindliche Ehrerbietung und die herzliche Liebe, die er vor diesem edlen Greise an den Tag legte, übertrifft Alles, was man sich vom Bischofe Richarz vorstellen kann. Jeder Fremde hätte glauben müssen, das Verhältniß wäre umgekehrt.

Der Bischof hatte Tags zuvor den Pfarrer von Sonthofen, der schon eine Zeit lang als Dekanatsverweser aufgestellt war, zum Dekan ernannt. In Hindelang angekommen, begab er sich mit seinem geistlichen Rathe, mit dem neuen Dekan und mit mehreren Geistlichen in den Pfarrhof und grüßte den alten Dekan recht herzlich. Dann sagte er: „Wir haben in Sonthofen einen neuen Dekan für dieß große Kapitel mit seinen 22 Pfarreien aufgestellt. Sie sehen hier den neuen Dekan. Zwei Häupter an einem Organismus wollen nicht passen. Deßhalb müssen wir jetzt den alten Dekan entfernen. Zu diesem Zwecke ernenne ich Sie, mein verehrtester Freund und Vater, zu meinem geistlichen Rathe, und ich werde, wie es bisher geschehen, mündlich und schriftlich mir Ihren weisen Rath ausbitten, wenn ich es wagen darf, Sie zu belästigen. Gott erhalte Sie, mein lieber geistlicher Rath und väterlicher Freund, noch recht lange zu meinem und dieser lieben Herrn Trost und zur Zierde seiner heiligen Kirche."

Der edle Greis war zu Thränen gerührt. Er konnte kein Wort des Dankes vorbringen, und auch der Bischof weinte. Die anwesenden Geistlichen waren insgesammt tief bewegt. Es brauchte lange, bis die Conversation wieder ein wenig in Gang gebracht werden konnte. Der liebenswürdige Greis war der Erste, der wieder einige Heiterkeit in die Versammlung brachte. „Aber was denken Sie doch, bischöfliche Gnaden, daß Sie mich harthörigen und halbblinden alten Mann so auszeichnen mögen? Ich tauge ja zu gar nichts mehr, nicht einmal zu einem Frühmesser, da ich zu lange brauche, bis ich mein Gewand angezogen habe." Der Bischof entgegnete: „Sie wissen nicht, was Sie taugen; ich weiß es, und

diese Herren wissen es insgesammt noch besser, als ich. Gott erhalte Sie noch recht lange!"

Die Ernennung des edlen Dekan zum geistlichen Rathe war darum so ehrenvoll, weil seit der Wiedererrichtung des Bisthumes noch kein Geistlicher honoris causa dazu war ernannt worden. Wohl hatte Bischof Peter einige Geistliche in Augsburg zu wirklichen Räthen mit Sitz und Stimme ernannt, um an ihnen Mitarbeiter zu haben; aber außer diesen war vor Wankmiller noch keinem diese Ehre widerfahren.

Die Freude über die dem edlen Dekan gewordene Anerkennung war allgemein. Von allen Seiten her kamen Glückwunschschreiben. Einer schrieb eine längere Gratulation in lauter Knittelversen und setzte dann den Brief in gewohnter Prosa fort. Ihm antwortete der geistliche Rath: „Der Anfang Ihres Briefes hätte mich bald recht böse gemacht. Wollen Sie noch ein Schmeichler werden und einem alten Manne grobe Schmeicheleien in gereimten Versen schreiben? Das schickt sich nicht für Sie und nicht für mich. Hätte der Vorleser nicht immer gelacht und durch sein Lachen auch mich zum Lachen gebracht, so wäre ich wirklich böse über Sie geworden. Am Ende sagte ich: Der Mann wird doch sein Leben lang nicht gescheit. Der Vorleser erwiederte mir darauf: „Und doch kann er so lustige Knittelverse dazu machen. Er sollte nur noch dazu singen." Merken Sie, ich will Alles vergessen; aber als Buße für diesen Muthwillen gebe ich Ihnen auf, daß Sie mir recht bald wieder schreiben, sey es in Prosa oder in Knittelversen."

Jetzt war dem edlen Greise die zeitliche Ruhe zu Theil geworden. Die seelsorglichen und pfarramtlichen Geschäfte besorgte der treue Ammann mit einem Hauskaplan, den man nach dem Tode des Heckelmüller nach Hindelang sendete, und die Dekanalien hatte der Pfarrer in Sonthofen übernommen. Die ihm gegönnte Zeit der Ruhe wollte er jetzt ganz der Vorbereitung auf sein Ende und der Zubereitung zur großen Wanderung widmen, die zur ewigseligen Ruhe führt nach treu vollendetem Tagewerk. Allein bald nach der Entfernung des Bischofs mußte er nochmal auftreten bei einem öffentlichen Anlasse, den wir hier auch noch erzählen wollen.

XVII.

Die Volksversammlung in Hindelang.

(15. Juli 1849.)

Welchen Einfluß der ausgezeichnete Seelsorger in den vielen Jahren seiner Wirksamkeit auf seine Gemeinde gewonnen hatte, das offenbarte sich ganz besonders in den sogenannten Jahren der Bewegung. Schon im Jahre 1809 hatte Wankmiller, wie wir gesehen, seine Anhänglichkeit an das neue Fürstenhaus durch Wort und That ausgesprochen, ohne daß er im Stande gewesen wäre, den Sturm aufzuhalten. In welch ausgezeichneter Weise sein Ansehen in 40 Jahren gewachsen und was ein halb erblindeter Greis vermöge, wenn er auf der Basis eines tadellosen, unablässig sich selbst zum Opfer bringenden Lebens stehe, das wurde in den Jahren 1848 und 1849 offenbar. In der ganzen Umgegend hatten die revolutionären Elemente die Oberhand gewonnen. Aller Orts waren Märzvereine gegründet worden. Selbst von den Bessern erwarteten viele aus dem Umsturze des Bestehenden das Heil. Die Geistlichen waren angefeindet und als Partei gar nicht mehr gehört. Nur der edle Dekan hatte noch seine 2500 Pfarrkinder in seiner Hand, weil er sie immer in seinem Herzen trug. Er redete wenig, redete aber von seinem bischöflichen Sitze aus und redete Worte der Weisheit, wie sie ihm der Geist Gottes eingab. Und die Worte fanden williges Gehör und Gehorsam. Die Rothen neckten einst einen Mann aus der Pfarrei des Herrn Dekan mit den Worten: „Ihr seyd allzumal Taugenichtse mit Ausnahme von Dreien in eurer ganzen Pfarrei.“ Wie ist das gemeint? fragte der Geneckte. „Nur drei Linke sind unter euch; alle Andern sind Feiglinge und Kindsköpfe“, war die Antwort. Als der Geneckte um die Namen der Linken gefragt und dieselben erfahren hatte, erwiderte er: „Es sind doch deren Mehrere; auf jeden Fall sind es Viere. Einen habt ihr vergessen, den ich weiß, und ich weiß nicht Alle.“ Auf das Zudringen der Rothen, er sollte diesen Vierten nennen, erklärte er: „Der Vierte ist auf dem Calvarienberg, zur linken Seite des Herrn; man heißt ihn den linken Schächer.“ Jetzt hatte er auch Zeit, sich aus dem Staub zu machen.

Ungeachtet all des Hohnes, der die Gemeinde von allen Seiten her in Hülle und Fülle traf, blieb sie ruhig, als wenn in der ganzen Welt Alles im besten Frieden und in fester Ordnung stünde. Das hatte man dem edlen Dekan zu danken, nicht so fast seiner gegenwärtigen Wirksamkeit als vielmehr seiner bald fünfzigjährigen Seelsorger-Thätigkeit in der Gemeinde. Jetzt kam er selten unter die Leute und von den Gliedern der Gemeinde kamen nur Wenige zu ihm ins Haus; allein die Leute waren von jeher gewohnt, alle Sonn- und Feiertage in der Pfarrkirche sich um ihren ehrwürdigen Hirten zu versammeln und seine Stimme zu hören. Diese Gewohnheit war so tief eingewurzelt, daß eine Bewegung und Anregung von Außen sie durchaus nicht erschüttern, viel weniger aufheben konnte. Im Hause des Herrn redete der Vater zu seinen Kindern oder sein treuer Gehülfe sprach im Namen des Herrn der Heerschaaren zum gläubigen Volke, was Gottes Wort und der Wille der Kirche in solchen Fällen zu reden befiehlt.

Am 31. März 1848 schrieb er: „Mein treuer Vorleser liest schon Wochen lang immer nur Politika. Ich sehe in all diesen Vorfällen nur die initia dolorum. Meine Pfarrkinder sind noch ruhig und lassen sich etwas sagen. An Mariä Verkündigung redete ich zu ihnen über das Verhalten des Christen in unruhigen Zeiten und warnte sie vor aller Theilnahme an Exzessen, wie sie in der Umgegend schon begonnen haben. Die Leute waren aufmerksam und nach der Kirche sey es das Loosungswort der Männer gewesen: „Wir wollen dem Pfarrer folgen.“ Es hat außer der Gemeinde wirklich schon betrübende Vorfälle gegeben. Ihr Bruder hat die Ereignisse in M. vortrefflich beschrieben in seinem bogenlangen Brief. Man sieht wohl, daß er Augenzeuge gewesen. In der Umgegend kommen ähnliche Dinge vor. Das Volk ist mündig und frei — d. i. gewissenlos und gottlos geworden, wie man es haben wollte. Man will Beamte und Geistliche davon jagen oder man stellt sie in Zeitungen auf den Pranger. Bei all diesen Ereignissen scheinen diejenigen, welche die Macht in den Händen haben, wie verblüfft zu seyn. Jeder Bube kann einen ganzen Ort in Schrecken versetzen. Gott gebe, daß dieß Trauerspiel bald zu Ende gehe! Ich fürchte aber, es sey nur ein Vorspiel, das Aergste komme erst nach.“

Die Pfarrgemeinde blieb während der ganzen Bewegung ruhig und ward auch von Außen nur mit Hohn und Spott angefochten. Das hatte keine weitere Folgen. In der ganzen Gegend gab es selbst unter den Unzufriedenen und Stürmern noch viele, die den ehrwürdigen Dekan zu sehr respektirten, als daß sie es hätten zu Demonstrationen gegen ihn kommen lassen. Jedermann wußte, daß er die unerschütterliche Säule war, an den die ganze Gemeinde sich anlehnte, um stehen zu bleiben. Diese Festigkeit und Standhaftigkeit seiner Gemeinde machte es den Männern, denen an Wiederherstellung der Ordnung gelegen war, endlich möglich, hier in Mitte der Linksmänner eine constitutionelle Versammlung zu halten, zu der die ausgezeichnetsten der politischen Redner aus der Hauptstadt und aus andern Gegenden sich einfanden. Unter ihnen befand sich der ehemalige Prediger Eberhard, selbst ein Allgäuer und der ganzen Versammlung als ehemaliger Kaplan von Sonthofen bekannt. Mit der vollen Kraft seiner gewaltigen Rede sprach er gegen das sinn- und heillose Wesen der Umsturzpartei und für das Festhalten an dem von Gott gesetzten Königshause und an der Verfassung des Landes. Ihn hatte sein Namensvetter, der greise Bildhauer und Professor an der Akademie, Konrad Eberhard, selbst ein Hindelanger, zum Mitreisen bewogen. Diese beide Männer waren der ganzen Versammlung ausreichende Bürgschaft, daß die Sache, die man hier vertrete, die gute Sache sey.

Nachdem all' die fremden Redner aufgetreten waren und dem Volke das Unheil der Rebellion, die Nothwendigkeit einer gesetzlichen Ordnung, die Schwierigkeit der Handhabung dieser Ordnung beim besten Willen vor Augen gestellt und dasselbe für die Erhaltung und Bewahrung des bestehenden Guten und für Niederhaltung und Unterdrückung des darein sich mengenden Schlechten begeistert hatten; da drang man in den ehrwürdigen Dekan, er möchte auch noch die Rednerbühne betreten und einige Worte an die so zahlreiche Versammlung sprechen. Der ehrwürdige Greis widersetzte sich Anfangs, „er sey ein schwacher, brechlicher, blinder Mann, für einen solchen passe die Rolle eines politischen Redners nicht. Er habe sich erfreut und erbaut an den Reden der Männer, die bisher aufgetreten. Das habe einen zu guten Eindruck gemacht, als daß er durch eine bedeutungslose Rede noch dürfte geschwächt werden."

Das Alles ließ man nicht als ausreichenden Grund gelten. Er mußte die Rednerbühne besteigen. Auf seinen Stab gestützt und von seinem treuen Amtsgehülfen geführt, trat er auf den Rednerstuhl. Kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten, bereits erblindet für das Licht dieser Welt, war er noch jugendlich-kräftigen Geistes und Muthes und von Gott ausgezeichnet mit einem Strahl jenes himmlischen Lichtes, in welchem der Prophet des neuen Bundes auf Pathmos die Geschicke des ewigen Reiches Gottes schaute. Er fing an: „Nachdem so berühmte Männer gesprochen und Euch für Gott und für das Vaterland, für göttliche und politische Ordnung begeistert haben, kann ich alter, blinder Mann Euch nichts Neues mehr sagen. Aber weil die lieben Männer es so gewollt, so will ich doch noch ein Wort zu Euch reden. Es ist dasselbe Wort, das meine Pfarrkinder seit bald fünfzig Jahren schon oft von mir gehört und womit ich sie immer zur Haltung der Ordnung ermahnt habe. "Erweiset Jedermann Achtung, liebet die Brüder, fürchtet Gott, ehret den König!" In all diesen Stücken fehlt es jetzt, und eben darum will jetzt Alles darunter und darüber gehen. Es ist keine Achtung des Nächsten; jeder meint, er sey allein auf der Welt und habe allein Recht, und alle Andern müßten seine Sklaven seyn. Es ist keine Bruderliebe mehr. Jeder ist im Stande, den Nächsten zu verkaufen um jeden Preis, wenn er selber nur etwas dabei gewinnt. Keiner hat mehr ein Herz zum Bruder; keiner hat Mitleid und Erbarmen mit ihm. Und das Alles kommt daher, weil die Gottesfurcht verschwunden ist. Man kämpft gegen den Glauben an Gott, der in jedes Menschen Herz eingegraben ist und will sich überreden, es gebe keinen Gott, oder man habe doch nichts nach ihm zu fragen. Sein heiliges Gesetz übertritt man ohne Scham und Scheu, seine heilige Offenbarung verachtet man, und daher kommt es, daß man auch vor dem von Gott gesetzten König keine Achtung mehr hat. Das Alles muß wieder anders werden; wir müssen wieder gehorsam werden gegen Gott aus Furcht und aus Liebe Gottes; wir müssen wieder ein Herz fassen zu unsern Brüdern, und Brüder sind uns alle Menschen; wir müssen aufs Neue Gehorsam und Treue bewahren dem König, der von Gott gesetzten Obrigkeit. Auf dieß hinzuarbeiten haben wir uns heute aufs Neue feierlich verbunden und geloben es zum Schlusse nochmal heiliglich vor dem allgegen-

wärtigen gerechten Gott." Gelobt sey Jesus Christus. In Ewigkeit. Amen.

Das hat noch am meisten Eindruck gemacht! So sprachen die Fremden, die den Mann noch nie gehört hatten. So einfach und oft gehört die vernommenen Worte waren, so ergreifend und erschütternd waren sie in diesem Augenblicke, von diesem Manne und von dieser Bühne aus gesprochen. Und hätten die Redner einen Preis dem Würdigsten unter sich zuerkennen sollen, so hätten sie ihn dem ehrwürdigen Greisen einstimmig zuerkannt.

Da ist offenbar worden, daß nicht Fleisch und Blut das Große wirkt im Reiche Gottes, daß nicht leibliche Rüstigkeit und die Weisheit dieser Welt zur Entfernung der Frevel und zur Wiederherstellung der Ordnung hinreicht, sondern daß es der Geist aus Gott ist, der im Menschen wirksam, den Kampf gegen die entfesselten Elemente der Gesetzlosigkeit und Gottlosigkeit kämpft und daß dieser Geist Gottes seine Wirksamkeit auf die Gesammtmasse am herrlichsten in denjenigen entfaltet, die in sich selber das revolutionäre Element, die Feindschaft des Fleisches gegen den Geist unterdrückt und gänzlich ertödtet haben.

So hatte einst der große Antonius zweimal seine Einsamkeit verlassen, in der er der Welt und sich selber abgestorben ein Leben in Gott gelebt; das erste Mal, um den hartbedrängten Christen in der Verfolgung Muth einzusprechen und sie für den Tod um Christi willen zu begeistern; das zweite Mal, um die Rechtgläubigen vor den Fallstricken, welche die Irrlehrer ihnen gelegt, zu warnen und im Glauben an den Einen Sohn Gottes, den Heiland der sündigen Menschheit zu befestigen. Und wie er das erste Mal selbst den Verfolgern gegenüber als eine unantastbare, unerschütterliche Säule dagestanden, so war auch sein zweites Erscheinen die größte Calamität, gleichsam eine Niederlage für die hochmüthigen Häretiker.

So trat einst der Einsiedler im Ranft, gerufen von seinem Freunde, dem Pfarrer Imgrund, vor die Tagessatzung zu Stans, als schon die gegenseitige Erbitterung der Eidgenossen aufs Höchste gestiegen, und die Versammelten, von Zorn entbrannt auseinandergehen wollten und verhinderte dadurch tiefgreifendes und weithin verheerendes Unheil. Wie er erscheint, steht sogleich die ganze Versammlung auf und die Herren neigen sich mit Ehrfurcht. Er

grüßt die Versammelten, spricht einige Worte des Ernstes und der Liebe über die Lage des Vaterlandes und über die Pflichten der Eidgenossen. Er zeigt, wie nur Friede und Eintracht stark, Unfriede und Eigennutz schwach mache: wie Friede und Eintracht den Segen und Beistand Gottes, Zwietracht hingegen nur Unheil und Zerstörung bringe. Und ehe eine Stunde vergangen, war Alles ausgeglichen. Jeder Tagesherr dankte dem Nikolaus von der Flüe für den großen Dienst, den er dem Vaterlande erwiesen. Vom Hauptflecken Stans bis hinauf zum Gotthard und hinunter bis Zürich, bis hin nach Rhätien und ins Juragebirg wurde durch Glockengeläute von den Kirchthürmen aus der Friede verkündet. Es war ein Freudengeläute, wie nach der Schlacht bei Murten, das den ruhmvollsten Sieg verkündete, welchen die Eidgenossen durch Vermittlung des frommen Bruders Nikolaus über sich selber errungen hatten.

Was diese Männer im Großen gethan, das geschah durch den edlen Dekan im Kleinen, und es hat sich in ihm bewährt, daß die Kraft des lebendigen Christenthumes in allen Zeiten dieselbe sey und dasselbe wirke.

XVIII.

Die letzten Lebenstage und das Ende.

Schon zwei Jahre lang ließ sich der ehrwürdige geistliche Rath alle Schreiben, die an ihn kamen, durch seinen Amtsgehilfen Ammann vorlesen. Auch die Zeitungen wurden ihm vorgelesen, und wenn er sich auf eine Predigt vorbereiten wollte, ließ er durch seine Verwandten oder durch einen Freund, der ihn eben besuchte, etwas aus einem Betrachtungs- oder Erbauungsbuch vorlesen. Mit dem Schreiben konnte er noch leichter zurechtkommen. Hatte man ihm die Feder gut hergerichtet und festes Papier unterbreitet, so schrieb er ganz gut leserliche Briefe. In der Unterschrift nannte er sich Belisar. Wie immer, so hatte er auch jetzt eine große Freude an Briefen von seinen Freunden. Kam so ein Brief an, so mußte ihn sein treuer Mitarbeiter vorlesen, und wann die Zeit zur Beantwortung des Briefes kam, so geschah die Lesung zum zweiten Male. Da entging ihm nicht leicht etwas beim Schreiben.

Am 21. Jäner 1850 schrieb er seinen letzten, längern Brief an einen entferntern Freund. Am Eingang desselben bemerkt er: „Herr Ammann hat mir die Feder ganz gut geschnitten; ich will jetzt wieder einmal einen leserlichen Brief schreiben; denn die letzten werden wohl fast nicht zum Lesen gewesen seyn." Dieser Brief ist wirklich zum Erstaunen schön geschrieben, genau so, wie die Briefe, die er zwanzig Jahre früher geschrieben. Jeder Buchstabe ist vollendet; keine Sylbe fehlt, die etwa, wie in frühern Briefen, auf der Unterlage geblieben wäre. Anfangs sind Nachrichten über Lebendige und Todte gegeben und die Zeitereignisse kurz besprochen. Dann fügt er noch bei: „So eben liest mir Herr Ammann aus der Zeitung die traurige Nachricht, daß am 5. dies Monats unser lieber Freund, H. Canonikus Zech in Regensburg, gestorben ist. Diese Nachricht erweckt traurige und tröstliche Gefühle und Gedanken in mir. „Selig die Todten, die im Herrn sterben." Der liebe Zech hat den Herrn geliebt sein Leben lang und war immer eine recht kindlichfromme Seele. Er wird ihn jetzt schauen von Angesicht zu Angesicht und in ihm selig seyn. Von meinen alten Freunden sind mir jetzt alle in die Ewigkeit vorangegangen. Ich werde ihnen wohl bald folgen, und ich hoffe, sie in einem bessern Leben zu sehen. Dort wollen wir dann für die jüngern Freunde Quartier machen. Jetzt wollen wir für einander und für den Verstorbenen beten. Wenn Sie Näheres über Zechs letzte Tage erfahren, so melden Sie es mir. Jedes Wort ist mir theuer, das ich von und über den lieben Freund höre. Der Fürstbischof Diepenbrock wird diese Todesnachricht auch mit Wehmuth vernommen haben, um so mehr, da ihn Zech im künftigen Frühjahr besuchen wollte."

Das sind die letzten Worte aus dem letzten Briefe des edlen Freundes, den er am 21. Jäner 1850 schrieb. Den nächsten Bericht erhielt ich von seinem treuen Mitarbeiter Ammann, der schon 15½ Jahre lang bei ihm ausgehalten hatte und mit kindlicher Liebe ihm zugethan war. Den 29. April 1850. „Heute berichte ich Dir sehr Ernstes aus Deiner zweiten Heimath. Der Herr geistliche Rath kränkelt schon längere Zeit. Er hat keinen Appetit und immer viel Durst, gerade keinen peinlichen, sondern es ist vielmehr Trockenheit. Ich rieth ihm ernstlich, einen Arzt zu rufen, was auch geschah .... Allein bis jetzt wollte noch keine Medizin anschlagen. Der Magen

kann nichts mehr ertragen. Selbst der leere Kaffee, sonst sein Liebstes, schmeckt ihm nicht mehr. Heftiges Aufstoßen ist sehr häufig, dazu oft Ueblichkeiten. Es scheinen dieß Anfälle von einem Schleimschlag zu seyn. In dieser bedenklichen Lage habe ich ihn den 27. d. mit den heil. Sterbsakramenten versehen. Seitdem haben sich die Zustände in gar nichts gebessert. Der Kranke phantasirt gar oft; doch wenn eine bekannte Stimme ihn anredet, findet er sich gleich wieder zurecht. Du kannst Dich leicht in meine Lage denken, und wie schwer es mir ums Herz war, meinem liebevollen Freund und Vater die heil. Sterbsakramente zu reichen. Er wollte es so haben, darum that ich es. Uebrigens sieht er mit einer Resignation dem Tode entgegen, die bewunderungswürdig und im höchsten Grade erbauend ist. Wahrhaftig, ein großer Geist und eine große Gnade leuchtet auch jetzt aus ihm hervor. Bete für den schwer Kranken, daß ihm Gott Gesundheit und Leben, oder ein seliges Ende verleihen wolle. Mache Dich aufs Aeußerste gefaßt; denn vielleicht in Kurzem ist er entschlafen. Du wirst bald wieder Nachricht erhalten."

Diese Nachricht kam bald. Vier Tage nach Absendung obigen Briefes schrieb derselbe Freund: „Leider ist gar bald erfolgt, was ich gleich Anfangs befürchtete. Der geistliche Rath ist nicht mehr unter uns. Am Mittwoch, den 1. Mai ist er selig im Herrn entschlafen. Vom Sonntag an achtete er wenig mehr auf seine Umgebung. Er redete äußerst wenig und immer ganz kurz, sich entschuldigend: "ich kann nicht." Meistens war er in seinen Gedanken verloren. Am Montag Nachmittags besuchten ihn der Herr Dekan und mehrere Geistliche der Nachbarschaft. Conversation gab es keine, jedoch war er noch im Stande, mit Hülfe Anderer sich aufzurichten. Sein letztes Wort an den Herrn Dekan war: memento mori! (Denk an's Sterben.) (Dieser sein Nachfolger im Dekanate folgte ihm auch ein Jahr darauf in die Ewigkeit nach). Am Dienstag in der Früh nahm er selber noch Weihwasser aus dem auf dem Tische stehenden Weihwassergefäße, und bezeichnete sich mit dem heiligen Kreuzzeichen. Von diesem Augenblicke an aß und trank er nichts mehr, redete auch kein Wort und äußerte keine Schmerzen. Nachdem er schon 24 Stunden lang fortwährend auf der rechten Seite gelegen war, die rechte Hand unter dem Kopfe haltend bemerkte ich, daß diese Lage und insbesondere die rechte Hand ihm

Schmerzen verursache. Ich suchte die Hand langsam unter dem Kopfe weg und in die gewöhnliche Lage zu bringen, worauf er ganz zufrieden war. Während der beiden letzten Tage sah und hörte er nichts mehr und kannte Niemand von seiner Umgebung. Am Dienstag in der Nacht, ungefähr in der zehnten Stunde wurde er auf einmal ganz blaß, der Puls war gar nicht mehr zu fühlen, der Athem war kalt, und wir glaubten, jetzt sey die Todesstunde für ihn gekommen. Doch in kurzer Zeit erholte er sich wieder in etwas. Am Mittwoch in der Früh war er schon viel schwächer, als in den vorigen Tagen. Als ich nach dem Mittagessen wieder zu ihm kam, sah ich wohl, daß er bald sterben werde. Ich blieb den ganzen Nachmittag bei ihm. Abends um die siebente Stunde gab er seinen Geist auf. Sein Todeskampf dauerte nur einige Minuten. Sein Verscheiden war ganz sanft. Ich betete ihm vor und segnete ihm die Seele aus. Wie mir dabei ums Herz war, kann ich Dir nicht schreiben. Alle Umstehenden waren voll Thränen. Gott gab mir Kraft, daß meine innere Verzagtheit doch nicht äußerlich offenbar wurde. Morgen den 4. Mai wird er begraben. Ach! wir haben viel verloren. — — Hoffentlich wirst Du in Zukunft bei mir wohnen, wenn Du in unsere Gegend kommst. Komm, sobald es Dir möglich ist. Wir werden noch so Manches über den Verblichenen zu reden haben. Das Haupt, Derjenige, der auch uns mit einander so innig verbunden hat, wird uns mangeln. Gottes heiliger Wille sey gepriesen und angebetet in Allem! Für ihn ist es gewiß besser, daß er endlich hinweggenommen ist aus diesem Elende, nachdem er einen so guten Kampf gekämpft und den Glauben bewahrt hat. Es war recht zum Erbarmen, Ihn anzusehen in seiner hilflosen Lage während der letzten Tage. Jetzt wird er, wie wir getrost hoffen, den ewigen Lohn dafür in Empfang genommen haben. So muß denn alles Fleisch denselben Weg gehen. Auch uns, mein lieber Freund, wird der Tod vielleicht bald scheiden; d'rum wollen auch wir hinschauen auf das Zukünftige und den guten Kampf kämpfen, damit wir die Krone erlangen und einst mit unserm lieben Vater und Freund Gott ewig loben und preisen können."

Dieß ist ein leichter Schattenriß von dem Leben eines der ehrwürdigsten Seelsorger aus der neuesten Zeit. Er war ein Liebling Gottes und der Menschen; sein Andenken bleibt im Segen. Was ihn Allen lieb und ehrwürdig machte, war nicht so fast seine feine Bildung, seine Unterhaltungsgabe, seine Gelehrsamkeit, obwohl er in all diesen Beziehungen Wenigen nachstand; sondern es war seine Geradheit, seine innere Wahrheit und sein grundehrliches, offenes Wesen. An dem ganzen Manne war keine falsche Faser, kein erkünsteltes Tröpfchen Blut, keine unwahre Miene. Er konnte schweigen, wo der Ausdruck seiner Ueberzeugung nur geschadet hätte; aber er konnte keine gleichgültige, viel weniger eine billigende Miene erkünsteln, wenn er anhören mußte, was ein Christ nicht billigen kann. Hörte er übel reden über einen Freund, den er genau kannte, so sprach er für ihn, selbst auf die Gefahr hin, selber in Ungnade oder Mißkredit zu verfallen. Die Wahrheit galt ihm überall unendlich mehr, als die Gunst der Großen. Allein er wußte seine Ueberzeugung immer so auszusprechen, daß der Gegner, wenn er nicht ein böswilliger oder muthwilliger Verläumder war, immer leicht noch einen Ausweg zu einem ehrenhaften Rückzug fand.

Dieser Muth, diese Rücksichtslosigkeit hatte den Grund in der vollkommenen Reinheit seines Wandels und in der Freiheit seines ganzen Wesens. Man kann die schmählichsten Verläumdungen über die edelsten, höchstgestellten Männer hören: über den seligen Wankmiller hat man nie eine Verläumdung gehört. Der Grund davon lag nicht allein in seiner Reinheit von Schuld, sondern zugleich auch in seiner Anspruchslosigkeit und in seiner gründlichen Demuth. Nur Hirte seiner Herde wollte er seyn, und selbst dieses Hirtenamtes erkannte er sich unwürdig. Um rechter Hirte zu seyn, bedurfte er nur der Gnade Gottes; um diese flehte er alle Tage. Da bedurfte er nur des Vertrauens seiner Heerde; dieses erwarb er sich durch seine Opferwilligkeit und Wohlthätigkeit. Und weil er auf Erden nichts wollte, darum blieben ihm die krummen Wege, auf denen man zu den Gütern und Ehren der Welt gelangt, ganz fremd; und er blieb frei von aller Beneidung und vor aller Verläumdung. Die Großen haben ihn und seinen Beifall gesucht, weil sie wußten, daß sein Ansehen in weiten Kreisen mehr gelte, als das eines jeden Andern.

Die Wahrheit ging ihm über Alles. Kam er irgendwo auf schlauen Hinterhalt oder auf pfiffige Unredlichkeit, so konnte er kein Herz mehr fassen. Ging man offen und ehrlich zu Werke, so fand er Entschuldigung für Excesse, selbst wenn er persönlich war beleidiget worden. Wo Scherz oder Schmerz in endlosen Hyperbeln sich offenbarte, wurde er nicht beleidiget, wenn der Uebertreibung nur eine Wahrheit zu Grunde lag. Einen billiger urtheilenden, einen geduldigern Mann als ihn hat man nie gefunden. Seine ältern Freunde nannten ihn eine Johannes-Seele, und es ist Schade, daß er nicht den Namen des Jüngers der Liebe getragen. Nun hat er einen neuen Namen empfangen von demjenigen, der auf dem Throne sitzt; und von ihm hat er Ehre empfangen, der einst gesprochen: „Wer mich ehret, den werde ich auch ehren.“

Inhalt.

Jocham, Magnus,

Franz Joseph Wankmüller, bischöflich geistlicher Rath, Dekan des Landkapitels Kempten und Pfarrer in Hindelang dessen Bildung, Charakter und Leben

Kempten 1860